

DIE FACKEL

Nr. 311/312

23. NOVEMBER 1910

XII. JAHR

Der Freiherr

Von *Karl Kraus*

Nicht von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, sondern im Gegenteil, weil er jeder einzelnen sich anzubiedern sucht, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Dieses unaufhörliche Schwanken ist die Lage, in der man unter allen Umständen sicher sein kann, ihn anzutreffen. Es gibt keine Öffnung österreichischer Gunst, und wäre sie noch so unwegsam oder wäre sie noch so ausgefahren, an der es den Freiherrn von Berger nicht gelockt hätte seine Gewandtheit zu erproben, und durch die er nicht getrachtet hätte, eine lohnende Aussicht zu gewinnen. Bei dem kolossalen Andrang, der in Österreich an solchen Stellen herrscht, ist es kein Wunder, daß selbst ein so geschickter Mann wie der Freiherr von Berger oft Pech gehabt oder sich wieder dadurch, daß er selbst schon die Gelegenheit besetzt hielt, wenn gerade ein anderer hineinwollte, die erbittertsten Feinde gemacht hat. Ich habe nicht zu ihnen gehört; denn ich bin ehrgeizlos, der Baron Berger kann mir zwischen Leo—Gesellschaft und Concordia keine Position wegnehmen, und von der Zeit, da er, ein Träumer, im Ischler Walde so für sich hinging, um nichts zu suchen und zufällig die Frau Schratt zu treffen, bis zur endlichen Berufung ins Burgtheater, habe ich ihn um keinen sozialen Vorsprung beneidet. Man weiß im Gegenteil, daß ich für den Baron Berger etwas übrig hatte, daß ich viel dazu beigetragen habe, seinen Erfolgen das Air des geistigen Verdienstes zu schaffen, und daß ich gutwillig das Odium übernahm, es sei diesem flinken Einseifer, dem zum Gurgelabschneider die Konsequenz fehlt, immerhin gelungen, zugleich der Neuen Freien Presse und der Fackel um den Bart zu gehen. Und wiewohl ich jetzt wieder gerne das Odium auf mich nehme, daß irgend etwas vorgefallen sein müsse, weil eben für die Kretins immer etwas vorgefallen sein muß, wenn ein Mann mit einem Weib fertig wird, so stehe ich nicht an, dem Freiherrn von Berger öffentlich und auch für den Fall, daß er sich noch in einer Täuschung darüber befinden sollte, meine Gunst zu entziehen. Ich kann mich einer Sympathie, zu der er mir einmal Grund bot, nicht schämen, ich muß es ihm überlassen, sich dessen zu schämen, daß er mir heute dazu keinen Grund mehr bietet. Ich kann auch nicht leugnen, daß ich ihn für einen vielfältig begabten Mann hielt, dessen Unfähigkeit, seine Gaben zusammenzuhalten, sich mir immer wieder hinter einer reizvollen Plauderei verbarg. Ich nahm mir nicht die Mühe, die Taten zu vermessen, die er nicht tun konnte, oder gar jene zu erraten, deren er fähig war. Denn in die Betrachtung seines wogenden Busens versunken, aus dem Epigramme gegen Hochgestellte und Witzworte über Preßbuben hervorkamen, während sein Auge leuchtend auf dem dankbaren Empfänger ruhte, konnte man nur bedauern, daß solchem peripatetischen Plauderer die Gelegenheit gesperrt sei, und mußte wünschen, daß ihm endlich die Burgtheaterdirektion mit dem Recht verliehen werde, im Mittelgang des Parketts herumzugehen und mit seiner Erscheinung und Begabung die

Zwischenakte auszufüllen. Ein paar Aufführungen in Hamburg — nicht seine Aufführung, als er von Hamburg ging — schafften mir auch den Eindruck eines ungewöhnlichen Regietalents und ein paar Federzüge in Büchern und Aufsätzen den Glauben an seine novellistische Begabung. Einer größern Schuld habe ich mich nicht zu zeihen, und daß ich einen Mann, der vielleicht sogar aus einem Dutzend halber Männer besteht, nicht überschätzt habe, liegt auf der Hand. Er könnte mit seinen häufigen Talenten wirklich eine Persönlichkeit bedienen, aber der Jammer ist, daß diese Persönlichkeit nicht in ihm ist, so daß er oft den Eindruck eines Menschen macht, der seinen Körper abgelegt hat, ehe er mit den Kleidern ins Wasser ging. Dieser Mangel an Persönlichkeit aber tritt mit den Jahren so sehr in Erscheinung, daß nach dem Schock des Erfolges, einen zwanzigjährigen Traum erfüllt zu sehen, überhaupt nichts anderes übrig bleibt als der Mangel an Persönlichkeit. Herr v. Berger hat bewiesen, daß er für das Maß an Unehrllichkeit, das er sich aufgebürdet hat, nicht mehr tragfähig ist. Er ist bei weitem nicht charaktersvoll genug, um einem die Untreue zu halten, um einen Gesinnungswechsel, den er bei flagranter Gelegenheit ausgestellt hat, zu prolongieren; der Wind, der von der andern Seite weht, wirft ihn um, und ihm bleibt bloß das weibische Vergnügen, ein kleines System von Rankünen, die einander wie die Wanderer in der hohlen Gasse kreuzen — des Weges Enge wehret den Verfolgern —, als *l'art pour l'art* auszuüben. Nur eine Geistesgegenwart, die in der Abwesenheit des Charakters begründet ist, konnte ihn auf die Idee bringen, Schiller für den Klerikalismus zu reklamieren, und nur die unerwartete Rückkehr des Charakters im Moment der Geistesabwesenheit konnte ihn veranlassen, am Grab des Schauspielers Kainz die Dringlichkeit der Leichenverbrennung zu verklären. Dieses *perpetuum mobile* zwischen schwarz und gelb, das jetzt einem Prälaten an den Hintern tippt und jetzt einem Reporter, immer der Rückkehr zum andern Standpunkt gewärtig, ist schließlich eine so unwürdige Tatsache unseres öffentlichen Lebens, daß selbst eine Hoftheaterbehörde des Mannes überdrüssig werden könnte, der sich heute vor ihr mit der Verachtung jüdischer Schmöcke brüstet und morgen den jüdischen Schmöcken die Hoftheaterbehörde gebunden überliefert. Um es mit einem Wort zu sagen, so scheint mir die Vereinigung der Würde eines Burgtheaterdirektors (wofern man heute noch von einer solchen sprechen kann) mit der Schmach eines fix besoldeten Mitarbeiters der Neuen Freien Presse (von der man heute gewiß sprechen kann) unerträglich, und der Freiherr v. Berger wird sich nicht wundern, daß ich ihn, nach den Jahren, da ich die literarische Leistung des verbannten Österreicherers um ihrer selbst willen gewürdigt habe, mit äußerstem Mißtrauen in zwei Stellungen wirken sehe, deren Kuppelung eine absurde Gefahr für das geistige Leben dieser Stadt bedeutet (wofern überhaupt noch ein Hund an das geistige Leben dieser Stadt riecht). Herr v. Berger ist in mein Ressort gefallen. Nicht als Theaterleiter; denn ich befasse mich nicht berufsmäßig mit der Verelendung des Burgtheaters. Ich überzeuge mich von ihr höchstens einmal in zwei Jahren, und ich habe mit Wehmut die welken Blätter betrachtet, die zur Totenklage der Königinnen in »Richard III.« von den Soffiten fielen. Dieser Erneuerer, dachte ich, ist ein Restaurateur, der weniger auf das gute Fleisch sieht als auf die schlechte Garnierung, und ich hatte wieder für zwei Jahre genug. Aber die Art, wie sich der Burgtheaterdirektor in die geistige Szene setzt und wie er die doppelten Spiele aufführt, das interessiert mich. Und wenn ihm meine Kritik zum Erfolge nützen sollte, so wäre das zwar bedauerlich, aber ich kann mindestens so wenig heucheln wie der Freiherr von Berger im Falle Harden, und man wird mir nicht zumuten, daß ich, um ihm zu schaden, sein Lob singen sollte. Wie lange sich ein Übel erhält, ist

gleichgültig; wichtiger ist, davon zu sprechen, weil man so, im Allgemeinen, über die Übel aufklärend wirkt und neue verhindert. Herr v. Berger sehnt sich danach, von mir angegriffen zu werden; ich tue es trotzdem. Es bedarf keiner Provokation; ich seh' schon selbst, was los ist. Dem Freiherrn v. Berger aber genügt es nicht, bei der Neuen Freien Presse sicher zu sitzen, er hat den Drang, Fleißaufgaben zu leisten, und wie er nach der Bekehrung Schillers zum Katholizismus hundert Juden umarmt hat, bis Herr Benedikt ihm auf die Schulter klopfte und sagte: »Lassen Sie's gut sein, Berger, es ist genug für heut!«, so will er jetzt den Nachweis erbringen, daß er keine Gemeinschaft mit mir hat. Irgend ein Schurke muß ihn doch bei der Neuen Freien Presse angeschwärzt haben. Nun, das Obersthofmeisteramt besteht auf solchem Schein gewiß nicht. Im Gegenteil, ich kann Herrn v. Berger sogar eine schlaflose Nacht mit der Mitteilung machen, daß man in gewissen Kreisen — ich sage nichts Näheres, ich zwinkere, ich zucke die Achseln — die 'Fackel', wenn auch nicht versteht, so doch ernst nimmt. Dort könnte ich bei einigem guten Willen ihn kompromittieren. Aber ihm bei der Neuen Freien Presse zu schaden, liegt mir so wenig im Sinn, daß ich sogar alles tun werde, ihm dort zu nützen und ihm dazu zu verhelfen, auch noch die paar Stunden, die ihm jetzt die Leitung des Burgtheaters wegnimmt, der journalistischen Tätigkeit widmen zu können. Er wird natürlich sagen, ich tue das, weil ich kein Stück geschrieben habe und dieses vom Burgtheater nicht angenommen wurde. Oder er wird sagen, daß irgend eine Gemeinheit, die das Burgtheater an irgend einem mir nahestehenden Autor begeht, mich erbittert hat. Auch damit täte er Unrecht. Die Zeiten, in denen mich das typische Schicksal der der Theaterranküne ausgelieferten Literatur interessiert hat, sind vorbei, und ich würde dem Herrn v. Berger nicht raten, irgendein verletztes Privatinteresse mit meiner gesunden Abneigung in Konnex zu bringen. Ich würde ihm nicht raten, die Motive meines Angriffs schäbig zu machen — sonst hätte er es mit mir zu tun! Wenn dem Herrn v. Berger an meiner Aversion gelegen ist, so soll er sie auch für ehrlich halten. Und wie ehrlich sie ist, das muß er gespürt haben, als er die Feder ansetzte, um Ludwig Speidel zurück in den Journalismus und Herrn Maximilian Harden in die Ewigkeit zu bugsieren. Wenn er es nicht darauf abgesehen hätte, meinen Zorn zu verdienen, er müßte doch gespürt haben, wie er entstand, wie er wuchs, wie mir die Finger zuckten, wie die Hand sich erhob, um einem unehrlichen Diener am Wort der Majorität, einem zwischen öffentlicher Meinung und heimlicher Streberei Beflissenen, dem Pfau der Presse, der sich vor Hennen spreizt, dem Freiherrn unter Freimädchen, dem endlichen Burgtheaterdirektor endlich an die Gurgel zu fahren. Er trolle sich und verstelle das Gesichtsfeld nicht. Dieser ewige Wirbel im Kinetographen, in den einer da gerät, über Stock und Stein hinter einer Hoffnung her, beim rechten Loch hinein, beim falschen hinaus — paßt mir nicht! Diese Sucht, in eine Position zu kommen, und wäre es auch eine schiefe, ist fatal. Ich bin für solche Dinge umso empfindlicher, je länger ich sie nicht gespürt habe, und nehme sie dann als persönliche Beleidigung. In dem Augenblick, da Herr Alfred v. Berger Miene machte, Speidel, dessen Andenken man kaum aus den Klauen der Neuen Freien Presse befreit hatte — die Herren Wittmann und Benedikt begleiteten ihn in die Unsterblichkeit —, der Kollegenschaft wieder einzuliefern; in dem Augenblick, da er — kurz nachdem ich die Folgekrankheiten des Heineismus beklagt hatte — die Geschmackigkeit des Wiener Feuilletongeistes pries, da mußte er wissen, daß es zwischen uns keine Verbindung mehr gab.

»Oberhalb oder im Norden des Striches tobt das kalte sturmgepeitschte Meer der Politik und des wirklichen Lebens, im Süden

erstreckt sich die grüne sonnige Küste des Feuilletons, der Strich selbst wandert auf und ab wie eine Flutmarke; höchst selten, an besonders kritischen Tagen, verschwindet er sogar, wie bei Springflut, unter den hereinbrausenden Wogen des Leitartikels. Ober dem Strich ist Krieg, da liefert der Geist im Dienste politischer, sozialer und wirtschaftlicher Ideen und Leidenschaften seine Schlachten. Unter dem Strich ist Friede, da legen die Gedanken ihre Waffenrüstung ab und entladen ihre nackte Kraft nicht im Zwange drängender Not, sondern in freiem Spiel ... «

Nein, der Urheber dieser schönen Bildlichkeit hat nicht erwartet, von mir noch begrüßt zu werden, wenn ich ihm zufällig einmal ober, unter oder auf dem Strich begegne. Der Mann, der einem Speidel nichts besseres nachzusagen wußte, als die »feinfühligsten journalistischen Instinkte«, hat nicht gehofft, daß er sich bei mir damit eines seiner Bildel einlegt. Nicht, weil er weiß, daß ich weiß, wie er über diese Dinge denkt. Das weiß ich nämlich gar nicht. Ich verlasse mich nicht einmal auf die Verachtung der journalistischen Instinkte, die Herr v. Berger mir gegenüber hundertmal betont hat. Die Lust zu fabulieren ist groß und die Neigung es so zu tun, wie es der andere hören will, größer. Aber das Stoffliche der Gesinnung, die sich vor Herrn Benedikt auftut, paßt mir nicht. Ich räuchere nicht durch zwölf Jahre ein Räubernest aus, damit ein Mann, der mir dazu Beifall geklatscht hat, sichs drin wohl sein lasse. Wenn den Mitarbeiter der Neuen Freien Presse der Verkehr mit mir nicht kompromittiert hat, ich mußte ihm die Mitarbeit nicht übelnehmen. Aber die Glorifizierung des Schlimmsten, was mir die Journaille an der Kultur zu verbrechen scheint, des Feuilletongeistes, der die Schurkerei versüßt, nehme ich nicht hin. Herr v. Berger weiß das und er hat mir mit dankenswertem Entgegenkommen den Verzicht auf meine Achtung erleichtert. Er kann nämlich nicht lügen. Er muß Herrn Maximilian Harden versichern, daß der Wert seiner Artikelsammlung »Köpfe« mit den Jahrzehnten, und wenn sein Gefühl nicht trügt, mit den Jahrhunderten wachsen wird. Sein Gefühl trügt; wie jeder Schein, wie alles, was Herr v. Berger in sich hat, und nur die erweisliche Wahrheit siegt, daß das Buch des Herrn Harden die Leistung des Buchbinders ist, der der Welt beweist, wie wesenlos die Gedanken zerflattern, die ein geschminkter Archivar für die Woche erschwitzt hat. Herr v. Berger kann nicht anders, er muß. Er stand stundenlang auf dem Korridor des Leipziger Reichsgerichts, um nicht für Moltke und nicht gegen Harden zu zeugen, aber um für seine Vermittlerrolle zwischen Aristokratie und Journaille zu zeugen, die er sich in seinem unerforschlichen Drang nach diplomatischer Betätigung zugelegt hatte. Der wartende Zeuge, der vor dem Reichsgericht stand, als ob dieses eine Burgtheaterdirektion zu vergeben hätte, machte nicht den besten Eindruck, und Zeugen dieses Wartens wollen beobachtet haben, daß Graf Moltke damals ein Gesicht machte, als empfände er, wie vorsichtig man mit den Freiherren sein müsse. Adel, der in der Krachzeit des österreichischen Liberalismus erworben ist und an der Neuen Freien Presse mitarbeitet, läßt Tintenflecke. Der arme Graf Moltke ist wahrscheinlich ein so schlechter Menschenkenner wie ich. Aber ich wenigstens wußte schon damals, das Feuilleton des Freiherrn v. Berger über den Bürger Harden sei unvermeidlich. Er wird das »wunderbare Phänomen seines schier unerschöpflich scheinenden Wissens, das er immer bei der Hand hat, wenn er es gerade braucht«, uns erklären. Er wird leugnen, daß es Zettelkästen gibt, und man wird noch immer nicht wissen, woher die Hand das unerschöpflich scheinende Wissen nimmt. Sie nahm es kürzlich aus einer parodistischen Schmähchrift gegen Friedrich den Großen, und Herr Harden behauptete, einen Originalausspruch des »Frit-

zen« gefunden zu haben. Herr Franz Mehring hat in der 'Neuen Zeit' unter dem Titel »Ein Fürst der Gecken« die tödliche Blamage des gebildetsten Deutschen enthüllt, und alle Zettelkästen zwischen Konstanz und Königsberg barsen vor Scham über das Malheur, das einem ihrer Kollegen passiert war. Ich müßte mich umbringen, wenn ich gewußt hätte, daß ein gewisser Bonneville 1766 ein Pamphlet »Matinées du roi de Prusse« verfaßt hat. Herr Harden bringt sich nicht um, wiewohl sich herausgestellt hat, daß er es nicht weiß. Daß er es nicht nur nicht weiß, sondern eine geschichtsbekannte Persiflage der Hohenzollern ernst genommen und die Worte, die Friedrich der Große zu seinem Neffen spricht (»Unser Haus hat, wie alle andern, seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen ... «) als ungedrucktes Bekenntnis eines Vorfahren, der anders als Wilhelm II. vom Gottesgnadentum denke, veröffentlicht hat. Herr Harden war interpelliert worden, woher er das dies wöchentliche Zitat habe, und antwortete in einem zweiten Artikel, er sei, fern von Berlin, nur auf sein Gedächtnis angewiesen, das freilich auch fern von Berlin unglaublich leistungsfähig ist — folgte eine Serie von Namen und Zahlen —, aber er verdanke irgendjemand eine Abschrift dieser bis heute ungedruckten Worte. Herr v. Berger hat nie an den Zettelkasten geglaubt, der ja auch tatsächlich zeitweise in Unordnung zu sein scheint. Ich denke aber, daß dies nicht das Problem ist, welches uns hier zu beschäftigen hätte, sondern vielmehr ein anderes: ob Herr Harden außer dem Zettelkasten, den er nicht hat, noch etwas anderes hat, Herr v. Berger ist ganz entschieden der Ansicht. Der Zettelkasten, der immer zur Erklärung des Harden'schen Wissens herangezogen werde, sagt er, verhält sich zu Harden, wie Lord Bacon zu Shakespeare; die Verlegenheit, das Shakespeare—Wissen zu erklären, habe die Theorie erzeugt, Shakespeare sei im Geheimen Lord Bacon gewesen, »wobei Lord Bacon gewissermaßen die Rolle eines Zwillingsbruders des Harden'schen Zettelkastens spielt«. Das sind komplizierte Familienverhältnisse, aber ich möchte immerhin behaupten, daß Shakespeare außer seinem Wissen noch etwas vorgestellt hat, während bei Herrn Harden das Wissen die störende Hauptsache ist und außer ihr nichts da ist, was unser Herz erfreuen könnte. Auch möchte ich den Zettelkasten des Herrn Harden, wenn sich ihm überhaupt etwas an die Seite stellen läßt, lieber schon mit dem Brustkasten des Freiherrn v. Berger verglichen sehen, aus dem ebenfalls manches hervorkommt, wofür der Besitzer nicht verantwortlich ist. Wenns freilich auf mich ankommt, würde ich diesen unvergleichlichen Brustkorb wieder nur mit einem redenden Papierkorb vergleichen. Denn was hat da nicht alles Platz! So meint Herr v. Berger zum Beispiel, Harden sei ein Sprachkünstler. Nun, ich kann da nicht mitreden. Ich bin bloß Übersetzer und als solcher etwas voreingenommen. Aber an dem Übelbefinden von Tausenden, denen ich die Sprache des Herrn Harden zugänglich gemacht habe, merke ich, daß da etwas nicht stimmen muß. Herr v. Berger hebt allerdings auch rühmend hervor, daß Herr Harden, der übrigens einer der fleißigsten Arbeiter sei, sich in die Persönlichkeiten, die er schildert, »hineinbohrt, bis er endlich die Empfindung, wie es schmeckt, dieses Ich zu sein, einen Augenblick auf der eigenen Zunge spürt«. Da kann ich auch nicht mitreden, da ist wieder der Freiherr v. Berger kompetent. Auch er hat es oft gespürt, umsomehr als er doppelzünftig ist, er hat Tag und Nacht gearbeitet wie Herr Harden, er ist manchmal gar nicht aus den Kleidern der Leute herausgekommen. »Wenn ich«, schreibt er, »der Natur, als sie Harden schuf, einen guten Rat hätte geben können, so würde ich ihr gesagt haben: Gib diesem Drang nicht nur die Kraft des denkenden und fühlenden Ergründens und lebendigsten Schilderns, sondern die Allmacht des Gestaltens, oder gieß ihr wenigstens schauspielerisches Vollblut in die Adern!« Man kann von

Glück sagen, daß der liebe Freiherr nicht dem lieben Herrgott geholfen hat; er hätte die Menschen am Ende nach seinem Ebenbilde geschaffen. Schlechte Freiherren gibt es genug. Schlechte Theaterdirektoren auch. Dagegen gibt es nicht viele gute Schauspieler. Die Herren Berger und Harden haben Ansätze. »Der schauspielerische Trieb muß sehr stark gewesen sein in dem jugendlichen Harden«, sagt jener und rühmt ihn als echten Patrioten. Darin, findet er, in der »leidenschaftlichen Liebe für das Vaterland« — es gibt eigentlich nur Liebe *zum* Vaterland, aber Liebe *für* Geld — gleiche Harden keinem geringern als Dante. Diese »weißglühende Leidenschaft« nötigt Herrn v. Berger — der ja auch sein Vaterland liebt, aber doch nur, wenn es ihn zur Burgtheaterdirektion ruft — geradezu Ehrfurcht ab: »Hardens Patriotismus ist das Gefährliche in ihm, das zu scheuen ratsam ist«. Ich bin ganz derselben Meinung und habe schon in dem Aufsatz »Der Patriot« gesagt, daß man diesem Patriotismus lieber ausweicht, wens finster wird. Harden »nimmt, wie Goethes Alba, keine Raison an«; dagegen die Informationen des Herrn v. Holstein, die das Vaterland just dann in einen Krieg treiben, wenn es gerade am wenigsten dringend ist. Und wieder kommt, bei aller Echtheit des Patriotismus,

»das starke schauspielerische Temperament« des Herrn Harden zu Ehren, das ihn zwingt, »die Rollen an sich zu reißen, die der Moment von ihm heischt, abwechselnd Prophet, Weiser, Narr, Warner, Ankläger, Richter und Nachrichter, denn tausend Seelen wohnen in ihm«.

In Herrn v. Berger trotz größerer Brust erweislichermaßen nur zwei. Und die sind zu viel. Und nun möchte ich ihn zu seiner Pflicht rufen. Denn so wahr es ist, daß er eher noch das Burgtheater vor dem Tode seines Weltruhms retten als daß er meinen Harden für Deutschland lebendig machen wird, so dringend nötig ist es, ihn bei der Stange zu halten. Da er sich pflichtgemäß für den schauspielerischen Nachwuchs zu interessieren hat, so unterlasse er es, auf den literarischen Schmierens Umschau zu halten. Er kümmerge sich darum, wo er den Nachfolger für Kainz, wo er den interessantesten Schauspieler findet, dem zuliebe ein Mensch in Wien noch ein Burgtheaterbillett kauft, und gebe den Versuch auf, die schauspielerischen Keime bei Herrn Harden, der nun schon einmal den Beruf verfehlt hat, zu entdecken. Wir wollen einen Burgtheaterdirektor und nicht einen Rezensenten, der ehemalige Provinzkomödianten und gegenwärtige politische Gaukler als Stars feiert. Herr v. Berger hat in einer lächerlichen Notiz erklärt, daß das Burgtheater auch nach dem Tode Kainz' noch bestehen werde, wie es nach dem Tode Sonnenthals weitergelebt habe. Das mag wahr sein, die Mauern sind nicht eingestürzt, das Klosett auf der rechten Parkettseite ist noch immer sanitätswidrig und auf der Galerie ruft der Mann, der heute noch die Burgtheatertradition verkörpert, noch immer: »Frisch Wasser, Frornes, Lemrnad!« Wenn Herr v. Berger ein Schauspieler stirbt, so sagt er, daß mit Rücksicht auf dessen Unersetzlichkeit kein Nachfolger engagiert werde, und daß das Publikum von den Persönlichkeiten entwöhnt und zur Würdigung des Ensembles erzogen werden müsse. Solcher Aufschrei der geplagten Mittelmäßigkeit, die keinen größeren Ehrgeiz kennt, als den Gymnasiasten die Lektüre der Klassiker zu ersparen, mag rührend sein; aber durch die Entschuldigung, daß er für den Tod nichts könne, wird Herr v. Berger der Verantwortung dafür, daß er das Leben nicht ruft, kaum entgehen. So wird sich die Sache schwerlich halten. Schon gar nicht, wenn sie immer wieder durch Feuilletons unterbrochen wird. Wenn der Freiherr bekennt, er habe Harden »genau studiert«, so ist es nur zu beklagen, daß er seine freie Zeit nicht besser angewandt hat: vielleicht hätten wir jetzt schon bessere Burgtheatervorstellungen. Und wenn er mit einer deprezierenden Gebär-

de nach meinem Schreibtisch ausruft, »er könne ihn nicht anders malen, als er ihn sieht«, so falle ich vom Sessel vor Bewunderung solcher Ehrlichkeit. Denn ich kann noch weniger lügen als der Freiherr v. Berger. Hardens »Sprachgewalt« flößt diesem ehrlichen armen Teufel Bewunderung ein. Hardens »Leidenschaft« bittet er nicht mit ihrem »schwächlich reizbaren Bruder, dem Affekt« zu verwechseln. Er lasse mir die Leidenschaft des Herrn Harden in Ruhe; sonst tut sie der Sprache Gewalt an und behauptet am Ende, der aus der Elbestadt mit Stank Geschiedene habe ihn, den im Machtreich Wohnenden, mit Klugschwatz kirren wollen! — Kann solch dekrepide Leidenschaft noch einen schwächlich reizbaren Bruder haben, so reize er die Schwäche nicht. Sie könnte dem Freiherrn v. Berger Proben geben, daß er die Leidenschaft des Herrn Harden von meinem Affekt nicht wird unterscheiden können! Ich würde ihm beweisen, wie zutreffend die Beschreibung ist, die er von jenen gibt, welche seinem Urteil über Herrn Harden — er ahnt es — widersprechen werden: psychologische Begabung sei für sie

»die Sucht und die Geschicklichkeit, hinter der Fassade, welche eine öffentliche Persönlichkeit dem Publikum zukehrt, allerlei traurige Menschlichkeiten als die angebliche Wahrheit aufzuspüren«.

Dieser vielfältige Mann ahnt, daß er durch die Verteidigung der Fassade des Herrn Harden seine eigenen Menschlichkeiten dem Auge der Psychologen entblößt hat. Ich bin aber gar nicht für Psychologie, ich bin bloß für Sauberkeit. Ich haue Fassaden ein und mache tabula rasa mit den Menschlichkeiten. Ich leiste Verzicht auf die Verehrung, deren man mich immer bis zu dem Moment versichern läßt, in dem man meiner Achtung verlustig gehen will, und ich beklage die Feigheit, die, nicht zufrieden damit, daß sie über mich nicht öffentlich reden darf, noch ein Übriges tut und mir in den Rücken fällt, um in alle Gemeinheit, die ich bekämpfe, in alle Hohlheit, die ich entlarve, hineinzukriechen. Wie eine Konkursmasse der Gesinnung geht dieser beleibte Freiherr durch ein Leben, wo man Händedrucke austeilt, um sich Fußstritte zu ersparen. Er entziehe mir seinen Anblick. Wir sind miteinander quitt. Er hat in der Neuen Freien Presse einmal einen »geistvollen Kritiker« zitiert, der das Wort »Dilettanten ohne Lampenfieber« geprägt habe. Er hat mir damit ein Opfer gebracht, das ihm die Journaille übelnehmen könnte. Ich habe mich revanchiert und als ich in der 'Fackel' zum erstenmal das Wort »Journaille« zitierte, dazu geschrieben: »Ein geistvoller Mann hat mir neulich, da wir über die Verwüstung des Staates durch die Preßmafia klagten, diese für meine Zwecke wertvolle Bezeichnung empfohlen, die ich hiermit dankbar dem Sprachgebrauch überliefere«. Wir sind quitt.

Ein Fürst der Gecken ¹

Von *Franz Mehring*

Ein Fürst der Gecken, der das Zeug hatte, in den Augen törichter, unaufrichtiger Personen zu glänzen, ein Mensch ohne Ehrfurcht für Wahrheit oder menschliche Vortrefflichkeit, der im Grunde gar nicht zu

1 Aus dem Aufsatz der 'Neuen Zeit' (Stuttgart, XXVIII, Nr. 52).

[KK]

unterscheiden weiß, was wahr und was falsch, was vortrefflich oder was bloß auf der Höhe der Mode ist; ein scheinbar höflicher und bewanderter, innerlich aber ein unverschämter, obskurer und bloß modisch—geckischer Mensch, der, wenn er je dem Rhadamanthus in den Weg kommen sollte, eine Tracht Schläge davontragen würde ¹.

Thomas Carlyle

Unter den zahllosen Humbugs der bürgerlichen Welt steht Herr Maximilian Harden, wenn nicht an erster Stelle, so doch in erster Reihe. Die Tatsache, daß seine 'Zukunft' nun bald seit zwei Jahrzehnten die gelesendste Wochenschrift der deutschen Bourgeoisie ist, während eine im bürgerlichen Sinne wirklich gebildete Wochenschrift wie die 'Nation' an Abonnentenschwindsucht dahinstarb ², wird demaleinst von den Historikern als ätzendes Brandmal für das betrachtet werden, was sich heute als »Bildung und Besitz« aufspreizt.

Es ist wahr, daß einzelne Organe der bürgerlichen Presse sich dagegen aufgelehnt haben. Die »Preußischen Jahrbücher« haben Herrn Harden wiederholt gestriegelt, wie sich gebührt; im 'März' schreibt Herr Karl Kraus ³ von Zeit zu Zeit ergötzliche Parodien auf das »Desperanto« der 'Zukunft' und selbst das 'Berliner Tagblatt' hat das perverse Gemauschel, das Herr Harden seinen »Stil« nennt, kürzlich zu tadeln gewagt, freilich nur unter tiefer Verbeugung vor dem Genius selbst. Indessen der »Stil« gehört zu Herrn Harden wie die Narrenkappe zum Hanswurst, und auf den Hanswurst kommt am Ende mehr an als auf seine Kappe.

Unwissend in allen historischen und politischen Dingen, weiß sich Herr Harden seinem »gebildeten« Publikum politisch dadurch interessant zu machen, daß er in den Schlafkammern prominenter Personen herumschnüffelt, mit Nüstern, die sich um so weiter blähen, je perverser es darin zugeht, historisch aber dadurch, daß er im Staube der Bibliotheken nach alten, ganz oder halb vergessenen Scharteken kramt, aus denen er ellenlange Zitate seinen bewundernden Lesern um die Ohren schlägt. Welch ein Mann von stupender Gelehrsamkeit! sagt dann der gelehrige Professor der Historie in Leipzig, der die 'Zukunft' mit seinen Beiträgen schmückt, und der naive Junker auf seiner hinterpommerschen Sandbüchse ruft nicht minder staunend: Ein verflixter Kerl, dieser Harden, der selbst noch S. M. an Kenntnis der Geschichte übertrifft. Und nicht bloß der naive Junker spricht so, sondern auch die nationalliberale Presse, die, als der Kaiser seine Königsberger Rede hielt, sofort ihre Boten an Harten sandte, um das Orakel über die »Gnade Gottes« usw. zu hören.

Als Autorität in monarchischen Sachen ist Herr Harden bekanntlich durch keinen Geringeren geweiht worden als durch Bismarck, der mit ihm die Flasche Steinberger austach, die der Kaiser als Versöhnungsspende nach Friedrichsruh gesandt hatte. Herr Harden ließ sich denn auch nicht lange biten und entschied den Königsberger Fall: der Kaiser ist ein durch und durch konstitutioneller Fürst, aber — denn »pikant« muß die 'Zukunft' bei aller Gottesfurcht und Königstreue sein — der alte Fritz drückte sich etwas anders aus als der Kaiser, indem er schrieb:

1 Ist bereits geschehen.

[KK]

2 »Die Nation«, 1907 eingegangene, von Theodor Barth herausgegebene Wochenschrift

3 Der Verfasser kennt die 'Fackel' nicht.

[KK]

Unser Haus hat, wie alle anderen seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen, seine gelehrten Frauen und bösen Stiefmütter und unstreitig auch seine verliebten Prinzessinnen gehabt. Wenn wir die vortrefflichen Eigenschaften unserer Vorfahren überzählen, so werden wir leicht einsehen, daß unser Haus seine Vergrößerung ihren Vorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Hause haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall und die Umstände sind uns dienlich gewesen ... In Ansehung der königlichen Würde nimmt man alles, was man kriegen kann, und man hat niemals unrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß.

Mit welchem diabolischen Grinsen Herr Harden diese Zeilen geschrieben haben mag, in dem Bewußtsein, daß er seinem »gebildeten« Publikum alles, aber auch alles bieten dürfe. Was er zitiert, hat nämlich der alte Fritz nie gesagt oder geschrieben, sondern es steht in einem alten Pamphlet, das jedem, der sich nur ein wenig in der preußischen Geschichte umgesehen hat, als eine der ihrer Zeit bekanntesten Schmähschriften auf den König Friedrich bekannt ist. Sie war betitelt: *Matinées du roi de Prusse* und enthielt unter der Form von Morgenunterhaltungen des Königs mit seinem Neffen und Thronfolger die bissigste Satire auf das friderizianische Regiment. Sie erschien zum erstenmal im Jahre 1766 ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes und ist dann in verschiedenen Ländern verschiedentlich nachgedruckt worden, zuletzt in London 1863, ohne daß bis heute mit Sicherheit festgestellt worden ist, wer sie verfaßt hat. Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht für einen gewissen Bonneville, nicht des Bonneville, der aus der französischen Revolution als Herausgeber des »Cercle social« und anderer revolutionären Blättern bekannt ist, sondern eines älteren Bonneville, der im Jahre 1750 als Sekretär des Marschalls von Sachsen nach Berlin gekommen war.

Man sagt vielleicht, bei der unglaublichen Unwissenheit des Herrn Harden in historischen Dingen habe er in gutem Glauben die Satire für echt gehalten. Aber wenn schon den von ihm zitierten Sätzen die Satire stark genug aufgeprägt ist, so müssen andere Sätze der Schrift auch die blindesten Augen öffnen, beispielsweise die folgenden Sätze, die der König Friedrich seinem Neffen eingepreßt haben soll:

»Wir (die Hohenzollern) sind diese ganze Zeit hindurch auf dem Wege des gewandten Machiavellismus verfahren, als geschickte Spieler in den Geschäften dieser Welt und emsige Einsammler ihrer Güter, mit einem Worte als andächtige Verehrer Beelzebubs, des großen Ordners und Belohners der Sterblichen hienieden. Welchen Glauben wir, die Hohenzollern, befunden haben, und ich noch immer befinde, als den wahren; lerne auch du ihn, mein gescheiter Neffe, und mögen alle Menschen ihn lernen. Durch stetiges Daranfesthalten und Wirken in diesem Geiste früh und spät haben wir es so weit gebracht, wie du siehst; — und werden es noch weiter bringen, so Beelzebub will, der im allgemeinen gnädig ist denen, die ihm recht dienen.«

Nein, dieser waschechte Monarchist, der an den Stufen des Thrones steht wie ein Cherub mit flammendem Schwerte, hat sich einmal einen rechten Jux machen wollen mit der völkischen Eigenart der Volkheit, und siehe da! es ist ihm gelungen ...

... Aber das Schönste kommt noch. Da selbst in unserer profanen Zeit mitunter noch Wunder geschehen, so gibt es auch unter den zehn— oder zwölftausend Lesern der 'Zukunft' noch einige, die sich nicht ganz willenlos

einseifen lassen. Sie haben bei Herrn Harden angefragt, wo seine famosen Zitate zu finden seien, worauf ihnen in der neuesten Nummer der 'Zukunft' folgende Handvoll Sand in die schläfrigen Augen stiebt:

Ich glaube, sie sind noch nie veröffentlicht worden (kanns aber, da mir, fern von Berlin, Kosers Friedrichsbiographie nicht erreichbar ist, nicht sicher feststellen). Im preußischen Staatsarchiv muß ein Manuskript liegen, das man ein Vermächtnis Fritzens an seinen Neffen (der als König Friedrich Wilhelm der Zweite und im Volk der dicke Wilhelm hieß) nennen könnte. Dieses Manuskript scheint der Sohn eines Pastors, der seine Pfarre königlicher Willkür zu danken hatte, abgeschrieben zu haben. »Der Stadt Anklam steht das Patronatsrecht an beiden Kirchen zu; sie hat es im Jahre 1633, gegen Zahlung von zweitausendfünfhundert Gulden, von dem Herzog Bogislaw dem Vierzehnten käuflich erworben. Im Jahre 1736 war, durch den Tod des Nikolaus Blocksdorf, die Stelle des Ersten Geistlichen an der Marienkirche erledigt. Die Kirchengemeinde schritt alsbald zur Wahl des Nachfolgers; allein der König—Herzog, Friedrich Wilhelm der Erste, befahl, daß die Stelle dem Feldprediger bei einem Fußregiment, Peter Gottlieb Bluth, gegeben werden solle: und der Rat der Stadt Anklam war schwach genug, seine und der Bürgerschaft Gerechtsame aufzugeben und den Schützling des Landesfürsten zu berufen, obwohl die Wahl der Bürgerschaft auf den Diakonus Johann Bahr gefallen war, der schon seit 1712 als Zweiter Geistlicher an der Marienkirche gewirkt hatte.« (Berghaus, »Landbuch von Pommern und Rügen.«) Der Sohn des durch einen Akt selbtherrischer Laune in sein Amt gebrachten Primarpastors Bluth war Beamter der Stadt Anklam und hinterließ ein dickes, 1784 begonnenes und 1828 abgeschlossenes Manuskript, das mit Kelch und Kreuz geziert ist und dessen erster Teil den Titel trägt: »Königliche Frühstunden; ein noch ungedrucktes Manuskript von Friedrich dem Großen«. Kapitelüberschriften: Von der Lage meines Königreiches; von dem Grund und Boden meiner Staaten; von den Sitten der Einwohner; von der Religion; von der Gerechtigkeit; von der Politik; von der besonderen Politik; von den Schönen Wissenschaften; von besonderen kleinen Umständen; von den Ergötzlichkeiten; drei Grundsätze der Staatspolitik. Die Abschrift ist durch Vererbung in Privatbesitz gelangt, und der Eigentümer hatte die Güte, uns einiges daraus mitzuteilen.

Hier kann man trefflich die Mache studieren, wie sie der Humbug des Humbugs treibt. Kosers Friedrichsbiographie, Manuskript im preußischen Staatsarchiv, Vermächtnis Fritzens an seinen Neffen, Patronatsrecht der Stadt Anklam, Herzog Bogislaw der Vierzehnte, Nikolaus Blocksdorf, Feldprediger bei einem Fußregiment, Landbuch von Pommern und Rügen, Kelch und Kreuz usw. usw. — Welch stupende Gelehrsamkeit, wird der gelehrte Professor sagen, und jeder junkerliche Brot— und Fleischwucherer wird schnalzend hinzufügen: Ein verflixter Kerl, dieser Harden!

Und so hat schließlich doch der Fürst der Gecken die Lacher auf seiner Seite, wenn er die Pritsche über diese mordsdämliche Gesellschaft schwingt.

Die morgenländischen Märchen ^{1 2}

Von *Otto Stoessl*

Die erste Schöpfung einer erwachenden Volksseele, ist das Märchen, die Dichtung der Kindheit, für die Jugend der Völker als Nahrung des eben erregten, Geistes bestimmt, der noch nichts anderes verlangt, als unablässig vorüberziehende Eindrücke, bunt wie die Erscheinungen, aber ohne schicksalhafte Bestimmung.

In der Märchensprache klingt alles Elementare mit seinen Urlauten an, wie von einer dumpfen Zärtlichkeit und doch leise lehrhaft gesagt. Die allem Epischen innewohnende breite Rhythmik sammelt sich hier in gewisse einfältig konventionelle, doch stets von neuem durch ihre endgültige Gewichtigkeit überraschende Formeln, welche dem Lauschenden über seine etwa beirrende Logik hinweghelfen. Bleibt doch die Wirklichkeit das feindseligste Rätsel des Kindes und darum auch des Märchens. So wird sie sanft umhüllt und von Schleiern der Rede ins Traumhafte gehoben. Unter dem Klang und Sinn des Märchens schwebt das Gemüt wie zwischen Himmel und Erde, den Sternen oben, wie dem Gras unten gleich entrückt und dennoch die geflügelten Gaben der Dinge und Gedanken berührend und wieder entlassend, von keinem Schmerz der Erfahrung um das Wunder des Eindrucks betrogen, der einzigen Leidenschaft der Anschauung hingegeben. Dieser strahlende Dämmerzustand des Märchens scheint das poetische Geschwister der kindlichen Seele selbst, in welcher sich alle Erscheinungen zusammenfinden, aber körperlos ohne Kampf einander durchdringen. Nichts besteht hier, als sinnliche Mannigfaltigkeit ohne Wertung, Vieldeutigkeit ohne Wahl, Folge ohne Bedingtheit.

Das Märchen ist die geistige Nahrung des Kindes, gut wie die Muttermilch. Die Mütter sind denn auch die Märchenamen der Völker. Sie erleben, wenn sie ihr Geschöpf im Schoße tragen und noch lange nach der Geburt eine wunderbare Rückkehr aus dem Bewußten ins Traumhafte. Alles Geistige wandelt sich ihnen in still waltendes Sinnliche, wobei eine verinnerlichte Wirklichkeit zum Nebelspiel wird, in dessen Mitte, fern, als Ahnung spürbar, doch wesenhaft, ein Sternschimmer: das Kind ruht. Aus dieser mütterlichen Entrücktheit quillt die süße Nahrung des Märchens, einer Natur verdankt, die dem Kinde geheimnisvoll angeglichen worden.

Der stoffliche und geistige Gehalt des Märchens bezieht seine Formen und Zeichen aus der nächsten Umwelt und aus den fernsten Regionen, Gewohnheiten und Vorgänge des gemeinen Lebens werden auf das Großartigste erhöht, Wunder der Höhe auf das Vertraulichste angenähert, Wind und Welle rauschen in die Fabel, gute und böse Tiere spielen sanft oder feindselig mit, die Elemente und die Erscheinungen einer Geisterwelt treten alltäglich, die üblichen Umstände jeder Stunde festlich und bedeutsam auf. Ein immerwährender Tausch der Rollen, ein steter Wechsel des Gewichts jeglichen Charakters, jeglicher Situation bewirkt eine luftige Freiheit und einen hinreißenden Schwung. Die Wirklichkeit leiht nur die Instrumente, mit denen der Geist eine bezaubernde Musik macht. Die innewohnende Kraft jeder Kunst, die Realität zu lösen, zu beseelen, von ihrer Schwere zu befreien, den Stoff zu entstoffli-

1 Ausgaben des »Insel«-Verlages von »1001 Nacht«, »1001 Tag«. Leipzig. [KK]

2 Der Autor hat nie einen Mohammedaner kennengelernt, hat nie den Orient erlebt. Dieser Ungeist hat sich im Gutmenschentum unserer Tage verderblicherweise erhalten. Vom Geist des Islams bekommt man eine Vorstellung, wenn man in der Mohammed(Asi)siH—Biografie liest, wie dieser bald nach 622 die drei jüdischen Stämme in Medina austilgte.

chen, aber alles Seelische zu verleiblichen, nimmt im Märchen ihren verheißungsvollsten Anfang. Es eignet, als die Dichtung der Kindheit, einer jugendlichen Nation als ihr poetischer Charakter und darum kann keine andere Aussage das Volk wahrhafter vergegenwärtigen. Sie läßt seine Triebe sprechen.

Im Morgenland, dessen Name schon die bleibende Frühe einer jungen Welt bezeichnet, wirkt eine Nation von Kindern die buntesten Märchen, deren Motive nach dem Westen gewandert, in die Begriffssphären anderer Sprachen und Sitten umgedeutet worden sind.

Nun betrachtet man erstaunt diese Spiele ewiger Kinder, die im Rausch des Unwesentlichen schwelgen. Ein Land, voll Überfluß in der Sonne gärend, nährt sie ohne allzuschwere Arbeit, leicht und wie von ungefähr bietet sich das Notwendige, überraschend kommt das Überflüssige herbei, Pflicht und Strenge gelten nicht, die Muße macht jeden vornehm, geistreich und umgänglich, das Klima begünstigt eine tropische Lebenskraft auch des Menschen, die in tausend Einbildungen lustvoll verdampft, ohne die Muskeln zur Tat verbrauchen zu müssen. Das ist die rechte Kindheits— und Brutwärme des Märchens.

Die gesellschaftliche Ordnung macht denn auch wahre Kinderstaaten aus, in denen es abenteuerlich und nach Launen hergeht, der jeweils Stärkste gebietet, aber fragwürdig genug. Wesir und Kadi, der reiche Kaufherr, oder der tückische Magier, der fromme Scheich oder der schlaue Dieb entfalten, jeder auf seine Weise so vielfache, einander durchkreuzende, im Augenblick siegreiche, im nächsten besiegte, einander aufhebende Gewalten, daß sie jetzt raubend, jetzt Beute, einem fortwährenden Widerruf unterliegen. Das Ganze dieser Welt schaukelt auf und nieder in einem wahren Märchenrausch. Gleichmut, sinnreiches Nichtstun, prahlerische Beredsamkeit und wieder beschauliche Maulfrommheit sind einem heftigsten Begehren gepaart, welches ebenso schnell versinkt, der Wunsch gibt sich auch mit der Scheinerfüllung der Erfindung zufrieden. Das Märchen funkelt also von Lüsternheit nach leckeren Speisen, köstlichen Gerüchen, Prachtgewändern, gewürzten Liebesabenteuern. Edelsteine sind gleich zu Haufen angeschüttet, aber mit diesen Vorstellungen fühlt sich der genügsame Geist auch schon gesättigt, wie ja der Körper zur Not mit einer Handvoll Datteln auslangt. Was getan wird, geschieht nicht ohne einen gewissen Zwang, als könne nur ein Anstoß von außen, kein bestimmender Wille die Handlung entbinden. Jeder läßt sich ins Tun wie in einen Abgrund hinabsinken. Der Zufall ist willkommen, weil er jeden nötigt, das Unabänderliche mit sich bewirken zu lassen, nach Allahs Willen. Und immer wieder tauchen aus der Wüste des Lebens die grünen, schattenkühlen Augenblicke eines tief atmenden, ruhenden Glückes auf, wo das Schicksal sich in Gesang und gereimte Wechselrede, in ein Gastmahl geistvoller Zecher, in eine Umarmung zweier Liebender auflöst. Diese Momente sind das eigentliche Leben, Arbeit und Abenteuer nur die mißlichen Umwege zu einer süßen Stunde.

Man denke sich den Schauplatz dieser Märchen. Sie werden vor den großen, braunen, hindämmernden, alten Kindern dieser heißen Städte von kundigen Erzählern vorgetragen, in den Basaren, wo die Kaufleute pfeiferrauchend, mit übergeschlagenen Beinen vor ihren Mokkatässchen brüten, eine Schar von Fischern, Lebensmittelhändlern, Wasserträgern, Garköchen, Soldaten, Bettlern, Krüppeln, Knaben, Sklaven wimmelt umher, gelegentlich erhebt sich ein wüster Streit mit kreischenden Stimmen, Hunde bellen drein, da jammert ein Geprügelter. Der Erzähler wartet, bis sich der Lärm halbwegs gelegt hat und fährt mit eintöniger, aber vielsagender Stimme fort. Eine hohe, verhüllte Frauengestalt gleitet durch die Zeltgänge vorüber, ahnungsvolles Be-

gehen erweckend. Weiße Augäpfel wenden sich nach ihr und aus blitzenden Zähnen schleichen ihr Wünsche nach, die Leidenschaften knurren wie Doggen an der Kette. Der Märchenerzähler spricht von einer Allerschönsten, und da scheint diese Entschwundene plötzlich in seiner Geschichte sich zu entschleiern. Eine holde Verwirrung des Nichtstuns!

Hier lebt sich alles aus, was von der Tatsachenwelt eingeschränkt wird und in welchem Riesenwuchs von Erscheinung und Bedeutung, aber gleichwohl in strengen Formen voll Würdigkeit. Das Konventionelle gibt dem Überschwang einen gewissen Halt. Maß und Sitte des Betragens macht das Unerhörte etwa glaubhaft, ja zulässig. Auf jeden Befehl folgt die zuchtvolle Antwort: »hören und gehorchen!« Und der Trübselige wird getröstet: »Sei aller Sorgen und Kummers bar und halte Dein Auge kühl und klar«. Selbst wer einem Bettler das Almosen verweigert, bedient sich des höflichen Ausdruckes: »Allah öffne Dir eine andere Tür«. Von der Schönheit der Sklavinnen heißt es, sie glichen dem Mond in seiner Fülle, oder sie werden gepriesen wie sanft sich neigende Weidenruten. Beugt sich die Lautenspielerin über ihre Laute, so scheint sie wie eine Mutter ihr Kind zu fassen. Treffende Witzworte, hübsche Antworten, großmütige Züge, Moralisches und Lehrhaftes, alles geht mit drein, selbst die religiöse Oberlieferung verschmäht nicht diese höchst volkstümliche Form der Mitteilung. Kindlich schmiegt sich eine ganze Morgenwelt in des Märchens weiten Mantel. Seine läßliche Rede verwandelt die Geschichte seines Volkes in lauter Geschichten.

So speist Wesen und Wirken, Sinnen und Begehren, Erscheinung und Aussage den unversieglischen Brunnen der Erzählung. Dieser Brunnen rauscht seit Jahrhunderten und sein Wasser wird silbern klingen und fließen, wenn die Wirklichkeiten von heute dereinst mit sieben Schichten von Erde begraben sind. Im Morgenlande ist die Zeit ein ruhendes, kein wanderndes Wesen. Dort bleiben die Menschen die gleichen, weder ihre Namen, noch ihre Gebärden ändern sich: Kalif, Wesir, Kadi, Scheich, Sorbetverkäufer, Sängerin, Bettler und Räuber, Kurde und Armenier leben wie vor tausend Jahren, so heute in einem ewigen Morgen. Für jeden Einzelnen wächst nicht bloß der brauchbare Ersatz, sondern völlig der gleiche Erdensohn nach, jeder verharret widerruflich, darum erst recht unsterblich, als gleichnishafte, nicht als unvertretbares Wesen. Diese Welt von Kindern wimmelt von lauter Typen. Figuren treten auf, gehen ab, aber keine Persönlichkeiten. Attribute wandeln und schlagen sich herum, Masken fechten ihre Wirklichkeit aus, Fische schnappen nach einander im purpurnen Meer.

Das morgenländische Märchen ist die Epik der zeitlosen Gattung.

Gedichte

Von *Hugo Wolf* (Wien)

LEGENDE

Sie stand mit lüstern lockender Gebärde
und rings um sie verstummte alles Sein.
Die Arme schnitten in den Abend ein, daß
sich ihr Leib aufhob von dieser Erde
als weißes Kreuz, ein weißer, starrer Stein.

Ich hing an ihrem Hals — ich, Gott, ich, Zeit,
starb, um mein wildes Blut der Welt zu geben.
Unter der Sternenfluten grimmigem Beben
ward ihrer Beine Tempelherrlichkeit
zum schnellen Grab für mein so junges Leben.

Lang war ich tot — lang war mein Traum und tief.
Da fuhr ein Morgenwind hinab die feuchten
Bergwände und der Wald, der kauern schief,
wuchs hoch und sauste. Auferstehung rief
der letzte Tag aus *ihrer* Leibes Leuchten!

UNVERGESSLICH

Von deinem bleibenden Antlitz wehen
noch immer die großen Gedanken, greift
noch immer dein traumentschleiertes Sehen
dorthin, wo der Tag am reichsten reift.

Noch immer rollt wie ein Starres, Rundes
über mich dein Wort, das sichergeschnellte,
und rinnt das Fieber meines Mundes
in deiner Hände Herbsteskälte.

DER FÖTUS

Jüngst war er noch nur Trieb und leises Flimmern
in einem Meer von Wünschen, bis ihn heftig
ein Wollen faßte, das aus fernem Schimmern
ins Dunkle schoß. Da schwoll er groß und kräftig.

Und teilte sich und hatte Kopf und Beine —
gekrümmt, gefaltet — wie ein Menschenleben
nach milden Jahren. Hilflos hingen seine
Gedanken an der Mutter stillem Weben.

Die geht mit schwerem Schritt ins Abendrot.
Sie weiß, bevor den Tag ins Tiefe wehen
die milden Nächte, greift hinein der Tod: —
und da ists um ihr liebes Kind geschehen.

DIE TOTEN

Schreiten wir nicht über den Ländern?
Strecke die Hand, so zieh ich dich empor.
Wir streichen an den Wolkenrändern
vorbei und aus den Dünsten hervor.

Spürst du den Hauch, den uns die Erde schickt
aus Gräbern, die unser Zeitliches umschließen?
Wie uns das Sternenreich mit Flüstern nickt —
die Sterne sprechen, und wir leuchten, fließen!

Strecke die Hand, da uns der Sonnenwirbel schleift
nach dem Beginn, wo ich und du im Kranz
der hellsten Stunden herangereift,
um einst so ungeteilt und ganz

in unsre weißen Körper zu entsinken.
Ich denke an deine Arme, an Opale
und blütenbehängte Äste. Wenn wir trinken,
so ist es aus einer roten, feurigen Schale.

Und wenn wir trauern, müssen wir verklagen
und Leichen schleifen in kühlen, dunkeln Booten.
Und wenn wir sterben, müssen wir entsagen. —
Strecke die Hand, zur Höhe geh'n die Toten!

Wo halten wir an? Ich weiß einen blauen Saal,
wo alte Gefährten heiterselig lärmten
und aus einem demantnen Pokal
das Feuer springt, an dem sich Geister wärmen.

Ich weiß einen grünäugigen Quell,
aus dem sich weiße Schleier aufwärts winden
und Tiergestalten mit purpurgeflecktem Fell
des Abends betäubenden Trunk der Liebe finden.

Auch weiß ich eine Erde meinen Händen,
zu wühlen, zu zeugen und Frucht zu geben.
Willst du dahin zurück? So laß uns wenden!
Senke den Flug! Du liebst wie ich das Leben!

BEGINN DES 50. PSALMS ¹

Des Ewigen Rede überbrückt
nach Sonnenauf— und Niedergang
die Erde. Leuchtend und verzückt
steigt langsam über Zions Hang —
Gott hinan.
Und ruft und schweiget nicht.
Es weht von seinem Angesicht
ein Feuerstrahl nach ferner Küste.
Und Stürme blähen ihre Brüste.

¹ Ein Psalm Asafs. Gott, der HERR, der Mächtige, redet und ruft der Welt zu vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang. Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes. Unser Gott kommt und schweiget nicht. Fressendes Feuer geht vor ihm her und um ihn her ein mächtiges Wetter. Er ruft Himmel und Erde zu, daß er sein Volk richten wolle: »Versammelt mir meine Heiligen, die den Bund mit mir schlossen beim Opfer.« Und die Himmel werden seine Gerechtigkeit verkünden; denn Gott selbst ist Richter. ...

BERUHIGUNG

Wovor fürchte ich mich? Es legt die Nacht
ihre sanfte Hand
auf die schlafende Stirne und der Brand
der Träume ist erwacht.
Dann wirft der Morgen sein Goldgewand
um den Leib und wir sehen vor uns gestellt,
was die Träume zustande gebracht:
den Tag und die Welt.
Dann ist's der Abend, der sich krönt
und gürtet mit den letzten Sonnensplittern,
bis die Stimme der Träume wieder tönt.
In seinem Schwellen und Zittern
scheint er fast ein Stück
der Wirklichkeit zu umwittern —
da hält ihn schon die Nacht zurück.
Wovor fürchte ich mich?
Keine Stunde wird den Schleier gewinnen,
der über die Dinge sich
wie ein Dunsthauch legt und schwer
ihr Wesen drückt nach innen.
Denn wir lieben die Träume zu sehr.

STUMMES BEIEINANDERLEBEN

Viel Jahre sind wir schon beisammen.
Wir sahn uns morgens, wenn die Laken
des Bettes in den weichen Flammen
der Sonne, weiß wie Blüten, schwammen
und unsre Stirnen fast erschranken,

daß sich so jäh des Schlafes Band,
vom Hauch der Nacht traumdünn gesponnen,
auflöste und in Nichts verschwand:
daß unser Sinn nur Weh empfand,
getaucht in Tages hellen Bronnen!

Wir sahn uns abends auch, wenn Schweres
an unsern dunkeln Herzen zog
und so die welken durch ein hehres
Schweigen — wie in ein Grundlosleeres —
dem Mund der Nacht entgegenbog.

Kein Jahr hat uns in Eins verbunden
noch einem Wort den Weg gebahnt.
Und nur ganz seltne reiche Stunden
entgruben aus vergrabnen Wunden
ein Lippenzucken — kaum geahnt!

GROSSSTADT AUS DER VOGELPERSPEKTIVE

Weißer, wehender Staub,
durch den sickernd die Sonne rinnt.
Ein mattes Zittern umspinnt
die Dinge und die Farben.
Häuser sind prunkend gemalt in den Raum,
Türme wie aufrechte Feuergarben.
Rädergerassel, sausendes Zischen.
Wie eines Goldmeers abgestreifter Schaum
hängt überall Licht. Dazwischen
Menschen.

Gestalten, wandernde Fragen: Wohin? und Wie?
Sie haben Furcht in ihrem Sprechen und Lachen,
weil ihre Werke, die stärker sind als sie,
ihre Wünsche erschrecken machen.
Denn viele, die sich heute ins Helle winden,
wissen, daß sie morgen verzichten müssen
und im Leisen verschwinden:
Frauen, die im Vorüberhasten
kühneres Leben sich erküssen,
und Männer, die mit wuchtigen und blinden
Händen in ungeheure Genüsse
tasten.

Der Boden raucht. Dünste und Dämpfe,
wie Atem eines Riesentieres, umziehen
das Gesicht des Himmels. Auf die Kämpfe,
die unter ihnen vorüberfliehen,
schauen marmordunkle Monumente,
schweigend,
wie Zeiger am Wege in Jahrzehnte
und Jahrhunderte. Plötzlich, wenn strahlenneigend
gespiegelte Lichter von obern Fenstern
um Säule und Sockel niederschweben,
ists wie ein Reigen von Gespenstern,
die leben.

TOTENGELÄUT

Nach dem Französischen des *Ivan Gilkin*

O Glocken, schwer und langsam tönend,
höhnend,
stöhnend;
Glocken, die der Schrecken sucht,
verflucht,
verflucht;
Glocken in Nöten und in Gewittern
wenn Waffen splintern,
Tränen zittern;

O Glocken im Blut, Glocken im herben
Sterben,
Sterben;
Näher Glocken, näher Glocken
euer Stocken,
euer Locken;
Läutet Glocken weit und breit
Dunkelheit,
Dunkelheit!
Hört, wie dumpf durch Luft und Licht
Donner bricht,
Donner bricht!
Unter Flammen weiß und weich,
Sodom gleich,
Sodoms Reich —
Sinken die bösen Städte zusammen
in Flammen,
in Flammen!
Glocken über den Häusern im Brande
der Schande,
der Schande;
und über den Kirchen Glockentöne,
wo Teufelssöhne,
Teufelssöhne
zum Abendmahl von ihren Lenden
Hostien spenden,
Hostien spenden;
läutet über der Unzucht Fest
die Pest,
die Pest;
und über des Glaubens müde Zeit
Hungersleid,
Hungersleid;
und über Zorn und Haß und Sieg
den Krieg,
den Krieg!
Doch niemand hört auf euer Sagen,
Glockenklagen,
Glockenklagen,
und niemand ist, den herzlich freute,
daß ich läute,
ewig läute!

DIE GROSSE HURE BABYLON

Ich bin die Welt, in die ihr niedertaucht,
um mit verstörten Augen aufzusteigen,
voll eines Bildes, eines Nichts, voll Neigen
des Nebels, der aus meiner Seele raucht.

Ich bin die Welt. Aus meinen Schleiern schwingen
die Wollustdünste, die gleich Herbsteskränzen
um euch sich winden und bei euren Tänzen

sich schlimm um eurer Glieder Wahnsinn schlingen.

Ich selbst erschauere vor dem Tieferdringen.
Denn drohend steht vorn meine Ewigkeit,
die Flügel breit, die von jeher auffingen
den Sturm, der steil aus mir ins Dunkle schreit.

Der tragische Mensch in der modernen Literatur

Von *Samuel Lublinski*

Scheinbar liegt es weit ab von meinem Gegenstand, wenn ich mit meiner Auffassung des Napoleon—Problems beginne. Aber ich fasse den französischen Imperator als eine allerdings primitive Form des tragischen Menschen auf, weshalb es mir sehr recht ist, wenn die Historiker mehr und mehr festzustellen beginnen, daß er nicht der titanische Eroberer und unersättliche Weltverschlinger gewesen ist, noch sein wollte, als den ihn die kleinbürgerliche Romantikerphantasie früherer Generationen empfunden hat. Ihm kam es nur darauf an, England niederzuringen, und diese Aufgabe hatte er von der Revolution geerbt, wie auch die Mittel zu ihrer Bewältigung. Weder die Kontinentalsperre, noch der ägyptische Feldzug waren Originalideen des Korsen; das alles war ihm vorgedacht worden, das alles lag in der Luft, es war in den Verhältnissen begründet. Sein Originalbeitrag war nur der: als sich die Schwierigkeiten immer mehr häuften, so daß die anderen verzagten, da gab er nicht nach. Darin allein unterschied er sich von den Zeitgenossen, daß er nicht nachgab. Er hätte nach dem Frieden von Amiens ¹ in Ruhe leben und den Austrag des Kampfes, die Lösung der Aufgabe, späteren Generationen überlassen können. Aber er hatte diese an sich vernünftige und geschichtlich gegebene Aufgabe in seinen Willen aufgenommen und sich mit ihr identifiziert, weshalb er lieber zugrunde ging als nachgab. Hier tritt das Irrationale des menschlichen Willens an das Tageslicht. An sich steht jeder, in dem der Wille andere Eigenschaften überwiegt, dem Rationalismus ziemlich nahe, weil ein wirkliches Wollen nicht möglich ist ohne einen Plan und dieser nicht ohne scharf formulierte, logisch faßbare Ziele. Sobald es aber zu entsagen gilt, weil die Hindernisse unübersteigbar erscheinen, hört auf einmal die Vernunft des großen Wollenden auf, und er überläßt sich der Dämonie der ihn beherrschenden Seeleneigenschaft und geht lieber zugrunde, als daß er seinen Willen abspannt. Der Fall Napoleon ist nur ein Beispiel für viele und noch dazu ein sehr primitives Beispiel.

So empfinde ich den tragischen Menschen. Um ganz subjektiv zu sprechen, so weiß ich für meine Person nicht, was es noch für einen größeren Gegenstand der Dichtung und zumal des Dramas geben könnte. Allerdings wünsche auch ich eine reichere Natur als einen General Bonaparte im Mittelpunkt der dramatischen Dichtung zu sehen, eine, die von der Differenziertheit des modernen Seelenlebens nicht unberührt geblieben ist. Aber der Grundkern ihres Wesens muß und soll — ich empfinde nun einmal so und nicht anders — jene klare und großzügig logische Willensenergie sein, die auf einmal aus allem Vernünftigen heraus in das Dämonische hineinwächst und sich dann gerade am machtvollsten entfaltet und selbst genießt. Aus dem Rationalen in das Irrationale hinein, das ist mein Glaube von der Tragödie und

1 1802 zwischen Frankreich und Großbritannien

mein Ziel, das ich in meinen eigenen Dramen zu verwirklichen suche und zum Teil schon verwirklicht habe.

Aber die typische moderne Auffassung von der Tragödie geht vom entgegengesetzten Standpunkt aus. Da ist nichts vom Willen zu spüren, sondern nur von Willenslosigkeit. Der Dämon wird entweder in das Milieu verlegt, das seinen armen und wehrlosen Opfern den Garaus macht: das ist die sattsam bekannte Tragödie des Naturalismus, der angeblich vollständig überwunden ist. In Wirklichkeit empfindet die Hofmannsthal—Schule nicht anders, nur daß sie, und das ist beklagenswert, auch noch Psychologie treibt. Irgend ein unendliches Gefühl, das aus den Trieben kommt und nicht aus der Metaphysik, übt eine ebensolche Gewalt aus, wie bei den Naturalisten das Milieu, und der »Held« der Tragödie spannt keineswegs den Willen an, um diesem Schicksal zu entrinnen. Wozu auch, der arme Schelm ist von vornherein in der Mausefalle und kann höchstens melodisch piepsen. Ich verkenne nicht, daß in diesen Dichtungen eine starke lyrische Ahnung von der Problematik des Lebens Ausdruck sucht und manchmal findet, aber in der denkbar ungeeignetsten Form, die sehr rasch das tiefe Gefühl verwässert, nämlich »psychologisiert.« Das instruktivste Beispiel dieser Art ist die Mißdichtung des Hofmannsthalschen Ödipus. Nach der alten Sage war Ödipus zum Vatermord und zur Mutterehe einfach verurteilt, weil es einem Gott so gefiel. Bei dem modernen Dichter aber befindet sich Ödipus im Stadium der Pubertät, und da kann man freilich nicht wissen, was noch passieren kann, zumal er von schlimmen Vorfahren allerlei böse Gelüste geerbt hat. Da haben wir es: die Vererbungstheorie und die Psychologie! Manchmal, so besinnt er sich genau nach dem Orakelspruch, hat er seiner Mutter mit dunkler Ahnung nachgesehen und einen seltsamen Groll gegen den Vater gespürt. Also nimmt er schleunigst Reißaus, und ich beneide keinen, der nicht den fürchterlichen Rationalismus durchschaut, mit dem hier das Geschlechtsleben zum Apparat einer Mausefalle herabgewürdigt wird. Wer spürt nicht den Professor Freud? Der arme Ödipus weiß also ganz genau, daß keinerlei Hemmungen in ihm sind, und daß Schreckliches geschieht, wenn er nicht sofort Korinth verläßt. Gewiß, dahinter steht eine starke Lebensangst, die sich aber, etwa in einer Ballade, eine andere und ihr mehr adäquate Verkörperung geschaffen hätte, wenn nicht der Herr von Hofmannsthal darüber gekommen wäre, der durchaus eine Tragödie schreiben wollte. Freilich hat er damit eine Sehnsucht der Zeit vollinhaltlich erfüllt. Die Zeit will ein klein bißchen religiös sein und eine mäßige Portion von Irrationalität kann da ja gar nichts schaden, wenn man nur wieder hübsch analysieren und die Sache psychologisch begreifen kann. Dagegen beileibe keinen Willensmenschen! Der ist zunächst von einer so beleidigenden Klarheit, von einer so gradlinigen Einfachheit, daß er einem sensationshungrigen großstädtischen Mystiker nichts, aber auch gar nichts zu bieten vermag. Plötzlich jedoch wächst dann dieser Unselige über alle Logik hinaus, in eine Atmosphäre hinein, die zwar ebenfalls irrational und vielleicht sogar religiös, nämlich tragisch ist, der sich aber mit Professor Freudscher Psychologie und mit wissenschaftlicher Analyse absolut nicht beikommen läßt. Und das kann einem großstädtischen Theaterpublikum und einer dito Kritik doch nicht mehr gefallen.

Diese Vorausbemerkungen waren unerlässlich, um Freunden wie Feinden und einem neutralen Publikum einen Wink darüber zu geben, wie mein vor zwei Jahren erschienener »*Ausgang der Moderne, ein Buch der Opposition*« (Dresden, Carl Reißner) gelesen werden muß. Man hat sich in Zustimmung wie Gegnerschaft an allerlei Einzelheiten und Vordergrundserscheinungen des Buches gehalten, und nur ganz wenige haben bemerkt, daß es hauptsächlich nach den Lebensbedingungen des tragischen Menschen in der mo-

dernen Welt suchte, und daß es bekämpfte, was diesen Bedingungen nicht entspricht, zugleich aber mit einer fast übertriebenen Liebe auf die wenigen Keime hinwies, die bei entsprechender Pflege eine Verbesserung des tragischen Milieu erwirken könnten. Schließlich schrieb ich das Buch doch nur aus dem starken Glauben heraus, daß die gegenwärtige Welt reif sei für die Geburt einer neuen tragischen Grundempfindung. Damit aber auch für eine neue tragische Dichtung auf dem Gebiet des Dramas, und da alles innerlich zusammenhängt, auch für neue große Formen in der Lyrik (Hymnus und Balladen aus der modernen Innerlichkeit heraus) und in der Epik, wenn es gelingt, unsere starke soziologische Empfindung aus der »Soziologie« heraus— und in die Sphäre des Dichterischen, der Phantasie und Freiheit hineinzuhoben.

Zwei Punkte mußten bei einer solchen Untersuchung ganz von selbst in den Vordergrund treten: die moderne Weltanschauung und die moderne Form. Für jeden schöpferischen Menschen gibt es freilich im Grunde nur eine einzige Weltanschauung, nämlich den Glauben an die Unabhängigkeit und Intaktheit seiner inneren Welt. Er lacht derjenigen, die ihn für unfrei erklären, für »determiniert«, weil er weiß, daß jede seiner geistigen Taten dieses Gerede widerlegt. So empfindet ganz naiv der schöpferische Mensch, wenn auch gegenwärtig seine Theorie seiner wahren Empfindung oftmals wunderbar widerspricht. Selten noch haben die Künstler soviel von soziologischer Bedingtheit ihrer Kunst gesprochen und sich in einer fast prostituierenden Weise der Wissenschaft untergeordnet. Diese Verhaltensweise mag aus dem Gefühl entspringen, die Kluft zwischen Kunst und Leben, zwischen Produktion und Wirkung, nicht bis zur Unüberbrückbarkeit zu erweitern. Draußen im Leben scheint ja die Unfreiheit zu triumphieren, scheinen Soziologie, Naturwissenschaft und Technik mit ihren strengen Bedingungen das Dasein zu beherrschen; — folglich muß sich die Kunst diesen gleichen Gesetzen beugen, um ebenfalls annähernd ähnliche Wunder wie Zeppelinsche Luftschiffe oder Ehrlich Hata ¹ zu erzeugen. Dieser törichte Glaube ist recht eigentlich die Erbsünde der Moderne; er hat schon viel Schaden angerichtet und verhindert mehr als etwa Mangel an Talent den Aufstieg zur großen Kunst und zur Tragödie. Ich habe in meinem Buch gezeigt, daß die Verhältnisse umgekehrt liegen. Ohne die spontane schöpferische Tätigkeit des freien Geistes wären nicht einmal solche angenehme Nebensächlichkeiten wie moderne Technik und Naturwissenschaft entstanden. Es ist daher nicht nötig, sich von diesen Dingen sonderlich imponieren zu lassen.

Wichtiger, viel wichtiger, als alle technischen Errungenschaften, ist die Frage der modernen Kunstform. Es ist klar, daß eine Tragödie großen Stils ohne strenge Form nicht möglich ist, und ein Gleiches gilt für die Ballade oder Epik von hohem Rang. Außerdem ist die Form der vollkommenste Ausdruck der menschlichen Freiheit und künstlerischen Spontaneität, sie beweist, daß sich die Persönlichkeit eine Sache, der Künstler einen Stoff vollkommen angeeignet hat. Wenn ein Wortspiel so in uns widerklingt, daß nicht der Verstand diese Verbindung hergestellt zu haben scheint, sondern daß sie aus einer rätselhaften mystischen Einheit erwächst, so ist das Form, und diese kommt aus der inneren Einheit des Künstlers, der sich selbst in seiner Geschlossenheit in allen Dingen der Welt widerspiegelt. Ebenso bedeutet dramatische Form, daß ein Dramatiker die Außenwelt nach seinem Bilde geschaffen hat. Ich will den Gedanken nicht weiter verfolgen, weil mich diese Andeutung wohl schon gegen den Verdacht schützen dürfte, daß ich einen mechanischen äußeren For-

1 Hata - jap. Bakteriologe, entdeckte zusammen mit Paul Ehrlich das Syphilismittel Salvarsan. Lublinski scheint den Namen des Mitentdeckers mit dem des Medikaments zu verwechseln.

malismus gemeint habe. Dieser Vorwand und Popanz wird mir von allen entgegengehalten, die den Willen zur Form bekämpfen. Soweit darunter junge und starke Individualitäten sind, die im ersten mystischen Rausch ihrer entdeckten Persönlichkeit schwelgen und sich einem unendlichen Allgefühl überlassen, so wird diesen Gegnern die Zeit selbst die Augen öffnen, wenn sie in das zweite und eigentlich schöpferische Stadium ihrer Mystik eintreten und sich die Außenwelt unterwerfen werden. Dagegen darf man mit gewissen anderen Gesellen kein Erbarmen haben. Sie sind zu schwächlich, um ganze Persönlichkeiten und überhaupt irgend etwas ganz zu sein. Ihr lyrisches, ihr dramatisches oder ihr malerisches Talent für sich allein würde nicht genügen; — also wird eine kitschige Kombination von dem allen zurecht gemacht und wohl gar noch für »Form« ausgegeben. Von diesen Ragouts, zum Beispiel der »Dramatiker«, lebt unter anderem die Regiekunst des bekannten Reinhardt. Diese Herren Mischmaschkünstler berufen sich mit Vorliebe auf erlauchte Ahnen, auf Hebbel und Wagner, die allerdings keine geschlossene Form aufwiesen, sondern sich »zwischen den Künsten« tummelten und gelegentlich vor entschlossener Mache nicht zurückschreckten. Aber diese Großen lebten in einer Zeit revolutionärer Erschütterungen und politischer und kultureller Götterdämmerungen, als täglich im Leben da draußen ein neuer ungeahnter Stoff emporquoll, für den es noch keine künstlerischen Mittel gab, die vielmehr schleunigst improvisiert werden mußten. Heute sind die Zeiten ruhiger geworden, und die Epigonen dieser Heroen haben kein Recht zu ihrem formlos formalistischen Kitsch, und ich habe sie mit einer Verachtung behandelt, für die jene Herren mit einem Haß quittierten, der sich einmal wenigstens in Taten Luft machte, als der bekannte dickfellige Siegfried die Schmeißfliege aus dem Hannövrishen gegen mich losließ.

Aber mir ist weder mit dem Haß, noch mit der Liebe gedient, sondern nur mit der Diskussion. Ich schrieb das Buch vor allem als ein Suchender, ich wollte ein Problem zum Bewußtsein bringen. Heines Formulierungen sind hingestellt, um die Erörterung hervorzurufen, und ich weiß sehr wohl: »es kommt immer anders.« Nicht minder aber weiß ich, daß nur dadurch Entwicklung und Zukunft entsteht, daß man seinen Glauben zum Dogma (jajwohl, zum Dogma) formt und dieses dann wie einen Pfeil in den Raum der Zeit hinaus-schwirren läßt. Was tut es, ob der Pfeil ins Schwarze trifft, wenn er nur in die Zukunft weist, und wenn danach auch andere den Bogen spannen! Ich schrieb mein Buch als ein Suchender, und ich fordere die andern alle auf, sich als ebenfalls Suchende mit meinem »Ausgang der Moderne« auseinanderzusetzen. Alle jene fordere ich dazu auf, die der Gegenwart zum Trotz an die Zukunft der tragischen Persönlichkeit und die moderne Kultursynthese und Kulturfreiheit noch zu glauben vermögen.

Mitgefühl

Von *Albert Ehrenstein*

Gewiß war ich auch schon früher nach Ottakring geraten, Freunde hatten mich mehreremale zum Heurigen geschleppt, wir müssen aber wohl die Hauptstraße hinaufgefahren sein oder das Gespräch der Kameraden lenkte mich ab, sicher ist: ich sah, hörte, roch, fühlte damals nichts von dem, was mir heute zustieß. Sonst wäre ich doch kaum so ratlos dagestanden, so unfä-

hig, auf die Beobachtungen und Gefühle, die mich bedrängten, eine Antwort zu finden. Die Sucht, den Gerüchen, die mir entgegenschlugen, dem Staub, den mir Wind und Wagen ins Gesicht warfen, mit einem Taschentuch zu begegnen, diese Sucht wäre mir, glaube ich, nicht so tief egoistisch und daher verwerflich erschienen, wenn nicht nach und nach die Pferdefleischhauer zu überwiegen begonnen hätten und, Folge notwendig geringer Sorgfalt, ein unglaublich hoher Prozentsatz von Buckligen und Verwachsenen unter den Kindern mich nicht verstört hätte. Es gab da dünne Arme, große Köpfe, Höcker und Ausladungen mannigfaltigster Art.

Mein Bestreben, irgendwie und teilweise Abhilfe zu schaffen, ist ziemlich schnell hervorgetreten und noch schneller lächerlich gemacht worden. Ein kleines, vielleicht achtjähriges Mädchen, ein Kind an jeder Hand und hinter sich eine auf Rädern ruhende Kiste mit Wickelkind, stand vor einer fragwürdigen Konditorei und schien nicht die Summe von einem Kreuzer aufbringen zu können, um sich einen Neapolitaner zu kaufen, von einem Indianer nicht zu reden. Ich veranlaßte, daß ich in jenes Geschäft trat. Ich wußte nicht, was sagen, ich errötete. Es kann auf meine Ungeschicklichkeit zurückzuführen sein, wenn sich die Kinder fürchteten, scheu zurückwichen und als ich ihnen näher trat, schreiend davonliefen. Noch nicht ich, aber viele andere mochten die häßlichen Worte verdient haben, die mir zuzurufen und nachzusenden einige ältere Frauen nicht müde wurden. Ich dürfte zu elegant gekleidet gewesen sein, als daß man mir anständige Beweggründe zugetraut hätte. Oder ist es ein Weltgesetz, daß niemand für einen andern etwas in Wahrheit tun kann und darf? ...

Ich vermag es nicht zu entscheiden, ob den vielen Kindern, die in dem großen Tümpel ein Bad nahmen, das auf einem niedrig gelegenen Baugrund noch vom letzten Regen her stehen geblieben, das Waten und Tauchen in dem schmutzigen, lehmigen Wasser besonders gesund war. Andere sah ich um und in Bedürfnisanstalten »Fangerl« spielen, wieder andere haben eine neue Art zu »telephonieren« erfunden. Eine Abteilung ruft bei einem Kanalgitter etwas hinein, die andern liegen bei dem nächsten Kanalloch platt am Boden, horchen und antworten ... Was sie rufen? Einen Ruf habe ich vernommen, er war vielleicht gar nicht mit dem Gefühl beschwert, das ich später hineinlegte, und doch werde ich ihn nie vergessen. »I möcht Erdbeer« schrie ein Kind in den stinkenden Kanal hinab, und da es nicht Weihnachten war, steht zu befürchten, daß sein Wunsch nicht in Erfüllung ging. Der beim andern Gitter dürfte »I a« geantwortet haben. Beide konnten ihr Ideal — denn es gibt kein tieferes Symbol für den Begriff »Ideal« und alles Streben der Menschheit, der Wirklichkeit zu entrinnen, als seine Sehnsucht nach Erdbeeren in ein Kanalloch hinabzurufen — ich sage, beide konnten ihren Wunsch nicht erfüllt sehen.

Ich kam ins Freie. Es lagen so viel Leute dort, welche die Gegend offenbar bewunderten und Mückenstiche wie Gerüche ignorierten, daß auch ich tapfer standhielt, und mich schließlich des Stolzes auf dies Standhalten schämte. Im Schatten einer Wiege sitzen vom Gebären erschöpfte Frauen, die schon wieder schwanger sind, und dort geht, eng an einen nett gekleideten Burschen geschmiegt, ein vierzehnjähriges Mädchen immer weiter ins Freie hinaus. Sie ist sauber angezogen und weiß noch nichts, aber die Frauen, die dem Paar kopfschüttelnd nachblicken, die wissen, wenn sie auch kein Wort sagen ... Ein kleiner Fratz, einen Papiertschako auf dem Kopf, dreht sich unaufhörlich rundherum und sagt die ganze Zeit über verzückt nichts als: »Flöh und Läuse«. Aber diese Frühreife ist nur zu begreiflich. Es muß nach Fabrik-schluß gewesen sein, die Dampfpeifen hatten ihr Geheul bereits eingestellt, da sah ich unter niedrigem Gestrüpp, nicht weit vom Wege drei tschechische

Burschen in Kleidern mit einem ebenfalls komplett angezogenen tschechischen Dienstmädchen verschlungen im Grase sich wälzen. Andere Burschen und Mädchen, aber auch Männer, spielten blinde Kuh. Die jungen Mädchen wurden beim Fangen derb angegriffen, sie brannten darauf, sie sehnten sich danach, das war ja das einzige, was sie hatten. Und die Frauen saßen ganz ruhig daneben, wenn ihre Männer die Mädchen packten. Knaben auf den Schutthaufen schossen »Fitschifeil« oder ließen jämmerliche »Raffler« steigen, eine Schar verfolgte einen Epileptiker, »Tepatar« brüllend, dann kam es wie Unkenrufe: sie waren wieder zu ihren melancholischen Kanalgittern heimgekehrt.

Ein alter Mann im städtischen Armenhaus hustete mühsam gottserbärmlich beim Fenster vor Staub und spuckte sein Leben in Blutklumpen auf die Straße — es war aufgespritzt worden, zum Hohn, aber das Pflaster war so schlecht, daß es nichts nützte. Heines Hoffnung, der Greis werde mich anspeien, weil ich noch immer Lackschuhe trug, der Gedanke, ich sei der Gnade, die er walten ließ, nicht würdig — diese Redensarten warf das, was nun geschehen sollte, über den Haufen.

Auch die Lackschuhe hatten ihr Gutes: die begegnenden Mädchen gaben sich mir mit ihren Augen, wogegen ein anderer Jüngling in Sandalen und Sportkappchen unbeachtet, wie in einer Tarnkappe daherging. Bis ihm die Sache zu dumm wurde und er ein paar grellgelbe rehlederne Handschuhe enthüllte, worauf sich die Aufmerksamkeit der Mädchen zwischen uns teilte. Und von der Anziehungskraft, die diese geringen Gebrauchsgegenstände ausübten, war nur ein Schritt zu dem Wunsche »Auch ich möcht' Erdbeer«, und ein Weltverbesserer starb, während die Stimme des Körpers sieghaft die Idee entwickelte, durch eine zornige Schilderung dieses Milieus ein mir noch nicht nahestehendes Mädchen in die Gegend zu locken.

Neue Menschen

Von *Berthold Viertel*

»Herr im Spiel¹« heißt der erste Roman *Otto Soykas*, der vor einigen Monaten erschien.

Herr im Spiel zu werden, ein Traum vieler Seelen. Einer jener Träume, die vom Tag—Bewußtsein versucht werden, wenn der Mensch sich eine Pause gönnt, sich der Kausalität seiner Verhältnisse entreißt und die Wünsche schwärmen läßt. Vielleicht sind solche Tagträume die Quellen aller echten Erzählerkunst.

Die kühne und kühle, schroff sachliche und phantastisch wesentliche Erzählung *Otto Soykas* ist durchaus die tragische Konsequenz eines Gedankens, der wiederum die Konsequenz einer tragischen Persönlichkeit ist. Wir sind es heute gewohnt, daß die Schriftsteller vor allem über die Schliche des Metiers verfügen, über vielfaches Raffinement der Feder — ob sich dann irgend ein Gedanke herbeiläßt, sich solcherart behandeln zu lassen, das gilt beinahe für eine Frage, deren sich der Gebildete schämt. Tausend talentierte Bücher belehren uns, daß auch irgendwelche Lyrismen, irgendwelche persönlichen Anwandlungen ausreichen. Hier aber beginnt ein Gedanke zu sprechen. Seiner selbst gewiß, beschränkt er sich auf einen ruhigen Vortrag. Weil er vornehm ist, begnügt er sich mit wenigen Worten. Ein neuer Typus entwickelt seine

1 Hyperion—Verlag Hans v. Weber, München 1910.

[KK]

spröde und lapidare, streng intellektuelle Form. Dieses Buch kennt keine Mode, es hat scheinbar nichts gelesen, bevor es sich zu schreiben begann. Es wagt eine puritanische Männlichkeit mitten in einer fast allgemeinen femininen Verfeinerung. Es ist unzeitgemäß, aber es hat Tradition. Es hat eine beinahe asketisch keusche Art der Mitteilung, die keiner nachahmen kann, die immer wieder neu erfunden werden muß. Es hat vielleicht von angeblich veralteten Vorbildern gelernt, aber es gibt ein Menschentum, das neuer ist, als alles Neueste, und eine Atmosphäre, von der die Zeit zu lernen hätte. Und die merkwürdig konzise Fabel dieses Buches steht nun unerbittlich da.

Einer will Herr im Spiel werden. Er beginnt damit, daß er denkt und will. Kaum zwanzig Jahre alt, vor die Berufswahl gestellt, faßt er diesen Entschluß, »bewußt und kühl überlegend«. Es heißt von ihm, daß er die »Konsequenz« eines »paradoxen Gedankens« zieht. Das ist sein Unterscheidendes: er wird nicht, er macht sich selbst. Er ist nicht das Resultat eines Milieus, er schafft bewußt sein Schicksal nach einem unerschütterlichen Plane. Er denkt, noch nicht zwanzig Jahre alt, einen persönlichen und entscheidenden Gedanken, und er verbraucht ein kühnes und starkes Leben, um diesen Gedanken zu verwirklichen.

Es gibt andere Möglichkeiten des Spielers. Ich denke da an den »Spieler« von Dostojewski. Dieser gibt sich der Macht des Zufalls mit einer großartigen Passivität hin, erfaßt mit ganzer Seele die fatalistische Seite des Spieles. Er ist inbrünstiger Sklave des Schicksals, leidenschaftlicher Verschwender seiner selbst. So spielt der Held Dostojewskis, ein Russe, und so liebt er auch. — Jener andere aber hat das Spiel erwählt, um über den Zufall Herr zu werden. Sein weitgehendes und umfassendes Training gilt der Selbstbeherrschung, und durch Selbstbeherrschung der Beherrschung aller anderen. Dem Zufall wird eine kristallene Ruhe der Nerven, eine durch keinen Wechsel des Geschicks beirrbare Tätigkeit des Intellekts entgegengestellt; dem empfindlichen Medium der Hypnotiseur, dem Sklaven des Lebens der Herr im Spiel.

Dieser Spieler wählt hiermit die eine große Möglichkeit des Menschen: die Macht. Unumschränkte Macht, die sich vor allem der eigenen empirischen Person versichern muß. Sein Charakter fordert diese Situation. Um sie zu gewinnen, hätte er auch einen anderen Beruf ergreifen können, sicherlich. Aber seine Theorie des Spieles entstammt einem radikalen Ich, dem die bürgerlichen Möglichkeiten versagt sind. Hier äußert sich ein anarchistischer Zug seines Wesen. Er will es mit dieser Gesellschaft und ihrem Gesetz aufnehmen. Er will die Sittlichkeit zwingen, ihn anzuerkennen. Er zersplittert das Konglomerat der Gesellschaft in einzelne Individuen, um sie, Mann gegen Popanz, zu vernichten. Und es gelingt ihm.

Es gelingt ihm nur zu gut. Er ist daran, auch den gewöhnlichen, vegetativen Menschen in sich selbst zu töten, das eigene Herz auszujäten und daraus ein Instrument der Macht zu werden, eine vollkommene Maschine. Weil er sich so weit von der Gattung entfernt, droht ihn die Spannung zu entwurzeln. Seine eigene Wurzel da drunten im Erdreich des Menschentums beginnt sich zu wehren. Seine Rechnung hätte gestimmt, wenn die menschliche Natur ein rationales Exempel wäre. Sie ist es nicht. Während er sich zu *machen* glaubt, *wird* in ihm ein anderer, den er nicht beherrschen kann. Aus einem für den Verstand unkontrollierbaren Winkel seines Ich kriecht es hervor, die sinnlose Lebenswärme, das Gefühl; wird Kraft, Idee, Liebe.

Der Spieler bewegt sich auf dem Grat des Gedankens, das Weib, dem er begegnet, bleibt in der Ebene des Gefühls. Eine wunderbare 'Ferne dämpft die feine Gestalt. Nie, tritt sie ins deutliche Licht. Aber man spürt die unbeirrbare Kraft ihres Gefühls. Sie ist selbstsicheres Gefühl, wie er selbständiger In-

tellekt ist. Ihre mütterliche Art wählt den kindlich unbedeutenden andern, im Sinne einer gütigen Erhaltung des Lebens. Der tragische Fremdling bleibt ihr tragisch fremd. Und wie aufrichtig unüberzeugend ist sein Werben! Welche Ohnmacht in der Sphäre des Unmittelbaren! Er wirkt immer wie ein Dritter. Er spielt Vorsehung. Er beweist Macht. Er interessiert, wie ein Problem, wie eine Katastrophe. Seine kalten Liebeserklärungen widerlegen ihn. Weil er die Ohnmacht seines Wortes, das gemacht ist und nicht geworden, fühlt, schneidet er sich in die Hand, um die klaffende Wunde für seine Wahrheit zeugen zu lassen. Wie tief hervorgeholt aus der phantastischen Realität der Gestalt sind diese Gewaltsamkeiten! Wie tragisch rührend die Unbeholfenheiten dieses Überlegenen. Sein hellseherisches Verständnis für den Wert der Frau könnte ihn zu ihrem Dichter machen, aber nie zu ihrem Partner. Und seine Versuche an Menschen verraten ihr seine zerstörende Tendenz.

Die Macht ist ihm eine Lüge geworden. Er ergreift die zweite große Möglichkeit: das Opfer. Wie eine tiefere, umfassende Wahrheit, um derentwillen der Irrtum seiner Macht ausgestrichen, dieses verfehlte Experiment seines Lebens abgebrochen werden muß. Sein Selbstmord geschieht nicht aus »unglücklicher Liebe«. Er ist das Glück seiner Liebe, ihr Fest. Und der äußerste, endgültige Triumph seiner Persönlichkeit. Das Ende ist (in der beherrschten, verschlossenen Art des Buches) erfüllt von der Weihe dieses Opfertodes. So schließt sich die Tragödie eines heroischen Rationalismus. —

Nun liegt ein zweiter Roman Soykas vor: »Der Fremdling¹«. Auch dieser eine Tragödie des heroischen Rationalismus, um bei meinem Worte zu bleiben. Die Produktion Soykas ist wie das Weiterrücken eines strengen Gedankens, ein immer klareres Wachwerden. Der Gedanke rückt tiefer ins Menschliche hinein. Er verinnerlicht sich. Obwohl dieses Buch auf den ersten Blick in fast bedenklichem Sinn äußerlich scheint. Es hat eine hinterhältige Technik. Es beginnt, sehr spannend, als Kriminalroman. Lange geht es fort auf der Spur eines Verbrechens. Aber, nach krimineller Auffassung, ist gar kein Verbrechen geschehen. Die enträtselnde Logik gelangt schließlich an das Irrrationale einer Seele, wo sie endgültig Halt machen muß. Das Geheimnis des Falles setzt sich in die unlösbare Frage eines Herzens um. — Es wird eine Befreiungsaktion geführt, die einem vermeintlich Schuldigen gilt. Gesetz und Recht lassen sich beeinflussen, der starke und wissende Wille eines Einzelnen kann den Instinkt eines Volkes ablenken. Aber nicht den Willen des Einzelnen, der sich abgewandt hat. Die krasse Energie der Handlung löst sich an der tragischen Ruhe des zu Rettenden in Nichts auf. So setzt sich die äußere Spannung in eine seelische Intensität seltenster Art um. Ein Wust tatsächlicher Nichtigkeiten verflüchtigt sich, um eine tragische Verbindung von Menschen mit besonderer Kraft zu offenbaren.

Der »Fremdling« ist der Leiter der verunglückten Rettungsaktion. Ein Nahverwandter der Herren im Spiel. Auch er ein wissender Wille, der das Spiel des Menschlichen mit Leichtigkeit zu meistern scheint, und es verliert, als es für ihn Wert zu haben beginnt. Ein Mensch, der bei der Geburt viel, allzuviel Erfahrung im Blute mitgebracht haben muß. Was die andern mit der ganzen Fülle des lebendigen Momentes erfüllen, in ihm ist es bereits als ein trockenes, abstraktes Resultat, als Intelligenz. Er trägt die Möglichkeiten des Menschentums wie chemische Formeln im Kopf. Und er hat die Entschlossenheit solchen Wissens, eine Energie, die nicht von Furcht und Hoffnung abgelenkt wird. Die Überlegenheit dieses Charakters verschafft manche lustvolle Begleiterscheinung, wie sie sich ein wahrer Wunschtraum (von Dumas etwa) nur wünschen kann. Köstliches Spiel der Macht, wenn der Gedanke die

1 Albert Langen, München 1911.

[KK]

Weltmaschine durch einige leichte Griffe an die wesentlichen Hebel beherrscht! — Aber dieser Fremdling hat seine trostlos wache Tragik.

Furchtbare Einsamkeit des Denkers, der nur mehr vom abstrakten Rest des Lebens zehrt. Wissen heißt: begehrt haben. Alles wissen: nichts mehr begehren. Der Fremdling interessiert sich wenig für sein Ich. Aber er ist ein wunderbarer Freund. Die Freundschaft bedeutet diesem Obermännlichen eine letzte, hohe Möglichkeit der Liebe. In einem vornehmen jungen Menschen findet er die Essenz seines Ich wieder, im Leben schreitend, auf den Wegen der Begabung. In dieser Seele könnte der Fremdling noch einmal heimisch werden. Könnte schaffen, wenn er dem Werdenden seine Resultate geben könnte. — Da wird der gute Sinn solcher Entwicklung infrage gestellt durch den Irrsinn einer Liebe.

Der Fremdling hat mit einer Frau um den Freund zu kämpfen. Und wird besiegt. Sein Verstand hatte einst die Schönheit gerade dieser Frau kritisch widerlegt. Der ganz neue und eigene Weibtypus, der hier aufgestellt wird, wäre einer genaueren Betrachtung wert. Diese Gestalt ist phantastisch aus dem Krankheitsbilde der Hysterie herausgeschaffen. Eine lügende Gefühlswelt, welche durch ihre sublimen Fraglichkeit gerade den vorwiegend logischen Menschen verlockt. Ein Wahnsinn, der eine ideale Methode vorgaukelt. Dahinter findet man, wenn man den Mechanismus aufdeckt, eine krankhaft verwirrende Menschlichkeit. Aber vielleicht verführt gerade das innerst Verlorene und Ohnmächtige solch einer Natur den Starken zur Selbstaufopferung. Der Fremdling hat sich, einen magischen Traum zerreißen, in die Nüchternheit gerettet. Sein junger Freund aber will glauben und sich opfern.

Solange der Fremdling mit einem Mord, mit einer Schuld rechnet, ist er seines Sieges gewiß. Ihm kann der Freund nicht der Täter dieser einen Tat werden, er bleibt ihm ein Mensch vieler Werte. Der Fremdling erweist sich als stark genug, um der Gesellschaft ihr Opfer zu entreißen (wobei sich eine höhnisch—skurrile Darstellung des sozialen Mechanismus ergibt). Die unbeirrbar Logik seiner Freundschaft, welche ein objektives Wissen von einem Menschen ist, triumphiert über das wandelbare Gewoge der Neigungen. Den Schuldigen könnte er befreien. Was aber vermag er gegen den Unschuldigen, der sich opfern will? — Er zögert nicht länger, an der Seele des Freundes seine Kraft zu versuchen. Es gelingt ihm, den Zauber zu brechen. Er banalisiert die Schönheit, dechiffriert den Reiz. — Und hat damit, er selbst, den Freund getötet. Der kann nichts mehr wollen, wenn er nicht mehr glauben kann. Mit seinem Traum hat er alles verloren. ein Wissen soll nicht sein Gefühl überleben. Er will kein Fremdling werden. Er wählt den Tod. — Der Fremdling aber geht, eine menschenleere Menschheit verlassend, zu den Pflanzen. Vielleicht lernt er dort, die Wünsche des vegetativen Seins belauschend, beim Anfang alles Lebens neu beginnend, eine andere Logik. —

Wenn man die Bücher Otto Soykas auspresste, man erhielte keinen Tropfen Farbe. 'Hier herrscht die Linie. Nichts als das weiße Licht der Denkfriedigkeit, welches nur der Geist wahrnimmt. Es fehlt die wohltuende Lebenswärme. Nur Fieberglut und Fieberfrost der Leidenschaft. Die mit Recht beliebten fünf Sinne feiern. Da leben nur Intelligenzen und Energien. Diese Kunst hat den Zauber eines kühnen Beweises. Die Gestaltung gleicht der Begriffsarchitektonik eines philosophischen Systems. Eine Welt hellseherischer Deduktion (sehr reizvoll, wie alles Soziale deduziert, nicht abgezeichnet wird). Der neue Mensch Soykas ist wesentlich mehr als eine beobachtete Wirklichkeit, er ist menschengewordene Idee, Tat des Geistes. Die Methode Soykas ist eine durchaus selbständige psychologische Phantastik, die man wird ergründen müssen, bevor man sie beurteilt.

Selbstanzeige

Übersetzung aus dem '*Pesti Napló*' (Budapest, 2. Oktober):

Die österreichische Kaiserstadt besitzt einen Schriftsteller, dessen die Wiener Zeitungen nie, auch mit keiner Zeile Erwähnung tun. Dieser Schriftsteller ist Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener Fackel und einer der größten Schreibe-künstler Österreichs, ja des ganzen Deutsch-tums. Die Erklärung dafür, warum man Karl Kraus totschweigt, liegt in der galligen Persönlichkeit des Schriftstellers, der mit seiner scharfen Feder und beißenden Satire mehr als einer aufgeblasenen Wiener Zeitung an den Leib gerückt ist und mehr als einem Wiener Journalisten, dessen Anmaßung größer ist, als sein Talent. Die aufgeblasenen Größen, die Pseudotalente, die Unanständigkeit verfolgt Karl Kraus mit seltener Kraft, und obwohl sein Blatt, die Fackel, eine außerordentlich beliebte und sehr verbreitete Zeitschrift in Österreich ist, nehmen die offiziellen Vertreter der österreichischen Literatur weder von dem Blatt, noch von seinem Redakteur Notiz. Diese Gleichgültigkeit ließ den Redakteur der Fackel, der gleichzeitig der fleißigste Mitarbeiter seines Blattes ist, nicht verzagen. Die Österreicher wollten ihn vergeblich totschweigen: Karl Kraus sammelte seine Artikel, Studien, Abhandlungen in Büchern und gibt sie in rascher Folge heraus.

An der Vielbegehrtheit der Fackel sah er, wie sehr sich das Publikum für seine Schriften interessiert, und als die großen Blätter Deutschlands Beiträge von ihm verlangten, fühlte er, daß die Österreicher seine literarische Bedeutung vergeblich zu verdunkeln suchten. Jedes seiner Bücher war ein Ereignis in der deutschen Literatur und auch jetzt, da unter dem Titel »Die chinesische Mauer« ein neues Buch erschien, widerhallt es in der reichsdeutschen Presse von dem großartigen Lobe, das der Persönlichkeit Karl Kraus' gezollt wird. Uns interessiert dieser Schriftsteller aus zweierlei Gründen, erstens weil er in seinem neuen Buche stark und meisterhaft Maximilian Harden, den auch in unserem Lande gut gekannten deutschen Publizisten angreift; und aus dem andern Grunde, daß er in seiner feinen und wunderbar kräftigen Art viele Mißstände der österreichischen Literatur, Politik und Justiz unter das Seziermesser nimmt. Die reichsdeutschen Blätter erkennen fast einmütig an, daß es keine geistvollere, stärkere, an Talent und Wissen tiefere schriftstellerische Persönlichkeit in der heutigen deutschen Literatur gibt, als den Verfasser der Chinesischen Mauer. Dieser einsame Wiener Mann, dieser so vielen Menschen Unannehmlichkeiten bereitende Karl Kraus hat in der Literatur ungefähr dieselbe Rolle, wie im österreichischen Gemeinleben Schöffel, die berühmte Geißel der Korruption. Was aber seine funkelnde Schreibkunst anlangt: so erscheint dieser Karl Kraus so, als ob er die direkte Fortsetzung des großen Frankfurter Einsiedlers, Arthur Schopenhauers wäre.

'*Danzer's Armee—Zeitung*' (Wien, 20. Oktober):

Das vorliegende Buch, das den dritten Band der »Ausgewählten Schriften« von Karl Kraus darstellt, enthält vierzig Aufsätze aus

den letzten drei Jahrgängen der 'Fackel' und des 'Simplicissimus'. Hier, des pikanten Aktualitätsreizes ledig, offenbaren sich die heute vielfach noch weit unterschätzten literarischen und sozialkritischen Qualitäten dieser Arbeiten mit einer Kraft, die gerade Jene am stärksten überraschen wird, die sich bisher nur mit der oberflächlichen Lektüre dieser Meisterwerke sui generis in der 'Fackel' begnügten.

'*Literarischer Ratgeber*' (Magdeburg, Oktober):

Das Buch ist der 3. Band der 'Ausgewählten Schriften von Karl Kraus'. Es enthält eine Sammlung von 40 Satiren und Aufsätzen, die 1907/09 teils in der 'Fackel', teils im 'Simplicissimus' erschienen sind und vor der Buchausgabe umgearbeitet wurden. Der Titel stammt von der letzten Satire, die von dem Gedanken beherrscht wird, daß die abendländische Moral das europäische Geschlecht wie eine chinesische Mauer umgeben habe, innerhalb deren nun das Chaos durch Lüste, Gier und Leidenschaften losgebrochen sei, während das Natürliche den Menschen fremd wurde. Das ist etwa auch der Grundton des ganzen Buches. Die tiefe satirische Erfassung der menschlichen Schwächen in allen Kulturerscheinungen, Politik, Kunst, Presse u. s. f., voller Hohn und voll von Leid, oft hart an die Grenze des Anstößigen streifend, zeigt doch, daß diesem Kulturkritiker »ein Idealismus eingeboren ist, der die Schönheit der Welt an ihrem Widerspiel sich zu bestätigen« bemüht. Man gewinnt deshalb nicht leicht ein Verhältnis zu ihm; besonders auch, weil sein ganz persönlicher, gedankenbeladener, manchmal bis zur Unverständlichkeit überfüllter, aphoristischer Stil das Eindringen erschwert. Aber die außerordentlich starke Denkkraft, die antithetische Schreibweise, die formale Meisterschaft und die pathetische Satire dieses Schriftstellers imponieren, so daß das Buch allen gebildeten Lesern empfohlen sei.

Neuhaldensleben.

Mannsfeldt

Glossen

Von *Karl Kraus*

LIBRETTISTEN

Der ehrliche Viktor Leon hat mit der Ausbeutung der geistigen Ordinärheit des Zeitalters viel Geld verdient. Selbstverständlich können das andere auch, die Goldgrube ist noch lange nicht erschöpft, und die vielen Kavaliers, die man jetzt in den Kaffeehäusern sieht und die noch vor wenigen Jahren mit verhatschten Stiefeln herumgingen und nicht das hatten, was man in ihren Kreisen »Brot auf Hosen« nennt, sie verdanken ihren plötzlichen Wohlstand dem Entschluß, ein »Buch« zu schreiben, also der Gelegenheit, mit irgendeinem Trottel bekannt zu werden; dem ein Walzer durch den Kopf geht. Und das ist durchaus in Ordnung. Es wäre grotesk, eine Möglichkeit des sozialen Betrugers unterbinden zu wollen. Wie weit das Publikum hier seine wahren Bedürfnisse gedeckt findet, wie weit es darüber hinaus mit den sympathischen

Ausbeutern seiner Dummheit fraternisiert, ist seine Sache. Anstatt aber Händler und Kunden miteinander fertig werden zu lassen, mischt sich die Kritik hinein und tut so, als ob sie selbst daran glaubte, das Theater sei eine Kirche und keine Börse. Sie könnte mit demselben Recht ein Rudel jener Persönlichkeiten, die zwischen »Ich gebb« und »Ich nemm«, zwischen »So wahr ich da leb« und »Der Schlag soll Sie treffen« die Verschiedenheit ihrer Standpunkte bekunden, an die Pflichten der Gottähnlichkeit erinnern. Nie haben sich die Familienväter, die sich mit Gesangstexten fortbringen und infolge der Beliebtheit des Artikels heute vielleicht auch für die Kinder ungerufen ausgesorgt haben, nie haben sie sich eingebildet, daß ihre reelle oder faule, solvente oder insolvente, immer nur dem Marktbericht verantwortliche Tätigkeit irgend etwas mit Literatur zu schaffen habe. Nie hat der ehrliche Viktor Leon vorgegeben, mein Kollege zu sein. Er weiß ganz gut, daß ich bloß schreiben kann, während er auch diktieren kann. Er weiß ganz gut, daß mich mit dem Mann, der mir die Kleider fertig liefert, so daß ich mit Anprobieren nicht Zeit und Gedanken verliere, mit dem Mann, der mir das schadhafte Telephon repariert, mit dem Wirt, der mich bei Tisch nicht durch seinen Gruß aufhält, mit dem Chauffeur, der sich nicht erst bitten läßt, daß mich mit all diesen nüchternen Elementen eine viel engere kulturelle Gemeinschaft verbindet, als mit ihm, dem Dichter, der mir höchstens mit der Versicherung im Ohr liegt:

So eine Depesche ist oft fatal — o Elektrizität!
Es gibt Zeiten, wo man wünschte,
Daß man dich nicht erfunden hät —

Er weiß das. Dagegen scheint es Herr Felix Salten noch nicht zu wissen. Und darum ist es notwendig, es ihm zu sagen. Ihm zunächst zu sagen, wie tief er, ein durch den Erfolg geblendeter Epigone, unter dem ehrlichen Viktor Leon steht, und daß die reinliche Scheidung ökonomischer und künstlerischer Absichten und nicht deren Vermengung zu den vornehmsten Pflichten jener Männer gehört, die in das Leben hinaustreten und den Ruf der Zimmerreinheit erwerben wollen. Denn es ist durchaus in Ordnung, daß die emporgekommenen Agenten in Wohlstand leben und daß die Künstler krepieren, es ist durchaus in Ordnung, daß frische Analphabeten, bei denen mit erfreulicher Unmittelbarkeit auf das Getto gleich das Libretto folgt, sich Häuser bauen und daß die Schriftsteller den Zins nicht zahlen können. Und ohne Bitterkeit sei gesagt, daß es wirklich trostlos wäre, wenn die Schwindler und Pfuscher zur Entschädigung für das Jammerleben, das sie nach dem Tod zu erwarten haben ¹, für die Qualen der Vergessenheit und für das Martyrium des Andenkens, Repräsentanten der Kulturschande gewesen zu sein, nicht einmal bei Lebzeiten sich satt essen sollten. Daß sie von den andern darum beneidet werden, ist eine alberne Fabel. Je mehr Geld das Publikum für geistige Genüsse heute übrig hat — und das ist der Stolz der demokratischen Errungenschaft —, umso sicherer ist, daß alles dem Rudolf Lothar gehören soll und nicht dem Mann, der die Welt als Wille und Vorstellung schriebe. Das war so, ist so und wird immer mehr so sein, je mehr die öffentliche Befriedigung plebejischer Instinkte als eines jener Menschenrechte behauptet wird, die noch immer nicht abgeschafft sind. Dagegen ist also, wofern man nicht gegen den Lauf der Welt etwas im Schilde führt, nichts einzuwenden. Was aber entschieden tadelnswert ist, das ist der Versuch der Kunst, sich dem ehrlichen Handwerk aufzudrängen. Die Librettisten waren anständig und vermieden bisher jede Berührung mit der Literatur, die sie am Wege sterben ließen, dieweil sie

¹ s. dazu das Motto d'Alemberts über den Tempel des Ruhmes im Dictionnaire Personnen

ihre Schafe schoren. Jetzt steht aber die Literatur auf und sagt: Das können wir auch, solcher Gemeinheit sind wir auch fähig! Natürlich sagt das nicht die wahre Literatur. Denn die kann nie dort enden, wo ein gutes Libretto anfängt. Aber die falsche Literatur, die nicht bis dorthin reicht, vermißt sich jetzt eines kulturellen Vorwandes, um ein schlechtes Libretto zu schreiben. Herr Felix Salten, der heute nicht erst von der hohen Kunst in diese Niederung hinabsteigen müßte, wenn er sich den Umweg seit Jahren erspart hätte, nennt das: »intarsieren«. Er hat sich der Jobberidee, den Erinnerungswert schlechter Johann Straußischer Texte durch eine lästige Gegenwärtigkeit zu ersetzen, zur Verfügung gestellt und läßt sich von den Theaterzetteln eines westungarischen Bühnenhändlers als den Messias des gesungenen Schwachsinnns feiern. Er ist bescheiden genug, sich hinter zwei Pseudonymen erraten zu lassen, weil er die Zeit noch nicht gekommen sieht, wo es angeht, die Interessen des S. Fischerschen Verlags in Berlin mit denen des Herrn Kopacsi—Karczag offen zu verbinden. Ich könnte ihn aus dem Dilemma befreien und ihm versichern, daß es geht; ja daß es höchste Zeit ist, die Identifizierung endlich vorzunehmen. Ob die Möbelhändler aus Budapest in Berlin für Erdgeruch oder in Wien für Pikanterie sind, ist gehupft wie gesprungen. Wer in allen ausgeborgten Sätteln so gerecht ist wie Herr Salten, muß nicht so zimperlich sein, und wer am Nachmittag eine Renaissance—Novelle — garantiert echt—, am Abend über die Weltflucht Tolstois und nachts einen Hofballbericht schreiben kann, der darf am Morgen als erfolgreicher Librettist erwachen. Wie hoch man die Leistungsfähigkeit des Herrn Salten einschätzt, tut dabei nichts zur Sache. Man kann sagen, es sei vom sozialen Standpunkt höchst anerkennenswert, daß es einen so tüchtigen Menschen gibt, einen Mann, der die neuen literarischen Werte zu skontrieren und zu disponieren versteht. Man kann aber auch sagen, daß solch eine Einrichtung, die den Pöbel über die letzten Geheimnisse des künstlerischen Schaffens wie über die letzten Geheimnisse der Familie Wölfling auf dem Laufenden hält, zwar für eine Zeitung unentbehrlich, aber für eine Kultur störend sei. Man kann sagen, daß ein Impressionismus, der von der »schlamperten Grazie der Berger—Mädeln« bis zu den »halt schon ein bisserl« abgetragenen Beobachtungen über die jungen österreichischen Herren beim Stelzer reicht, auf einen Mann namens Wantoch Eindruck machen und etwa auch Herrn Sami Fischer in Berlin zu dem Glauben verleiten kann, hinter dem Pseudonym Salten verberge sich einer, der sicher noch einmal in der Kapuzinergruft liegen werde. Man kann aber auch sagen, daß diese präziösen Kommiss, die im Altwien von 1895 Furore machten, samt und sonders so abgewirtschaftet haben, daß heute kein Lokalredakteur, der auf sich hält, eine Schmucknotiz von ihnen nimmt. Vielleicht ist es eben darum notwendig, daß sie in das Gebiet flüchten, wo man sich nur etwas dümmmer stellen muß, als man ist, um einen Sack voll Tantiemen nach Hause zu tragen. Beim Sliwinski münden schließlich alle Sehnsüchte, die in den neunziger Jahren durch ihre Richtungslosigkeit über ihre Gedankenlosigkeit getäuscht haben. Da ist zum Beispiel Herr Hugo v. Hofmannsthal. Ich will den Mann, der edlere Kulturen ersessen hat, nicht in einem Atem mit seinen Freunden nennen. Aber wie ist auch dieses edle Sitzfleisch eingeschrumpft! Armer Yorick! Wie hat eine neue Jugend diesem ganzen Ästhetenbluff ein Ende gemacht. Wie haben sie alle von Gnaden eines Niveaus gelebt, das heute von den letzten Epigonen neuer Persönlichkeiten hinuntergestampft ist. Man sehe in jenem Katalog, der noch immer nicht von einer Wiener Buchhandlung, sondern »vom Buchhändler Hugo Heller« verlegt ist, wiewohl solche Weimarische Titulaturen sich seit vorgestern wirklich überlebt haben, etwa Rilke neben Herrn v. Hofmannsthal. Dessen Gedicht »Zum Gedächtnis eines Schauspielers

lers« — es scheint nach dem Tode Mitterwurzers geschrieben und könnte von Herrn Reinhardt zum Tode Kainz' verwendet worden sein— liest sich wie eine feuilletonistische Banalität, nicht anders, als ob Herrn Salten selbst die Lust angewandelt hätte, die bedeutenden Sachen, die er zu sagen hat, einmal ausnahmsweise zu skandieren. Aber jetzt erst geht ein ehrfurchtsvolles Rauschen durch den Blätterwald, wenn Herr v. Hofmannsthal, schon ein Alter, einer kleinen Soubrette das Patschhändchen drückt. »Liebgnädiges Fräulein! Sie haben mir gestern abend so große Freude gemacht und mich so gerührt, daß ich Ihnen gerne danken möchte. Ihre Stimme und etwas in Ihrem Gesicht hat etwas sehr Rührendes für mich; auch wenn Sie etwas Lustiges singen ... « Die Köchin der Frau v. Stein hat nicht zarter geschrieben. So viel Impressionabilität und so viel Fragilität wird sicherlich zum Libretto des »Rosenkavalier« getaugt haben. Man kann auf ein höchst exklusives und empfindsames Geschäft gefaßt sein. Der ehrliche Viktor Leon, den die Natur aus härterem Stoffe schuf, sieht sich dem sichern Ruin preisgegeben, und hofft auf den Nachruhm.

* * *

AUFERSTEHUNG

Die Neue Freie Presse hatte vor allen anderen Blättern Gelegenheit, den Tod Tolstois ¹ zu melden. Man hatte schon gefürchtet, daß der Erfolg mit Björnson, dessen Vorableben ² sie pünktlich gebracht hatte, sie diesmal im Stiche lassen werde. Aber sie blieb auf der Höhe. Der Vorsprung, den der Feuilletonist hat, wenn der Tod den Menschen auch noch so rasch antritt, er war auch diesmal zu verzeichnen. »Leo Nikolajewitsch Tolstoi ist nicht mehr« rief es, und der Herr Zifferer erschien mit Stundenglas und Hippe. Wie die Alten den Tod gebildet, das war doch noch etwas ganz anderes. Nur begreift man nicht, warum die Neue Freie Presse die Toten, die sie einmal hat, nicht liegen läßt, sondern mit einer gewissen Pikiertheit ins Leben zurückstößt. Im Abendblatt wird abgesagt. Aber die Auferstehung vollzieht sich in einer Weise, die einige Bitterkeit im weiteren Verkehre zwischen der Neuen Freien Presse und dem Leben zurückläßt. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob es dem Blatt nicht ungelegen wäre, die auferstandene Persönlichkeit durch peinliche Enthüllungen lebensüberdrüssig zu machen oder sonst irgendwie aus dem Wege zu räumen. Eine gewisse Verachtung bresthafter Leute, die am Leben hängen, macht sich geltend. »Vermutlich ist die Todesnachricht durch eine jener schweren Krisen entstanden, welche bei Lungenentzündung in diesem Alter vorkommen. Es wird auch heute gemeldet, daß die Herztätigkeit Tolstois eine schwache ist«. Sie wird von der redaktionellen Tätigkeit gewiß beschämt. Aber sonst entsteht in der Regel durch eine jener schweren Krisen, welche bei Lungenentzündung in diesem Alter vorkommen, der Tod, und nicht die Todesnachricht. Wenn die Praxis der Vornachrufe sich einbürgert, so wird es dazu kommen müssen, daß man die für alle Fälle vorbereiteten Hyänen anspuckt, noch ehe sie das Schlachtfeld bezogen haben.

* * *

1 † 20. Nov. 1910 (gregorianisch)

2 † 26. April 1910

REIMERS ÜBER KAINZ: EIN NACHRUF

» ... Anfangs wollte er nie etwas trinken, überredete ich ihn dann und hatte er das erste oder zweite Krügel in sich, dann erzählte er ununterbrochen, so heiter und interessant, daß man ihm kaum folgen konnte ... «

Ein strenges Maß, fürwahr, aber ein gerechtes.

* * *

HEINE—RELIQUIEN

Unter diesem Titel werden jetzt Briefe Heines an seinen Bruder Gustav und an andere herausgegeben. »Diese Publikation«, sagt der liberale Waschzettel, »die in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft, wird eine förmliche Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bewirken«. Das könnte wahr sein. Ähnliches verspreche ich mir von meiner Schrift »Heine und die Folgen«, die in diesen Tagen erscheinen wird. Aber mit so grobem Geschütz, wie die Herausgeber der Heine—Reliquien, bin ich gegen Heine doch nicht aufgefahren. Die Neue Freie Presse hat vor allen anderen Heine—Verehrerinnen den kostbaren Fund in der Hand gehabt. Nun, die völlige Verrantheit des liberalen Geistes wird an der Tatsache offenbar, daß er mit Heines Briefen prunkt, anstatt dieses Material vor den geschwornen Gegnern Heines sorgsam zu verbergen. Nicht der schmalzige Familienton, und nicht daß er offensichtlich spekulativ ist, müßte diese Briefe den Augen liberaler Leser unsympathisch machen. Auch nicht die Ausschließlichkeit und Sachverständigkeit, mit der hier über finanzielle Transaktionen gesprochen wird. Aber daß gewisse Dinge, die ja unstreitig im geistigen Bild Heines die journalistischen Züge auffinden lassen, nicht lieber unentdeckt geblieben sind, das sollte die wahren Verehrer mit Gram erfüllen. Welche Lyrik! Vielleicht habe ich die Stellen mißverstanden. Aber ich weiß nicht was soll es bedeuten:

... Dann auch fürchtet der Mann, daß ich Ihm etwas thue vor dem 21sten dieses Monats, wo durch die geringste Böswilligkeit von meiner Seite alle seine Hoffnungen zertrümmert werden könnten; er möchte sich vor diesem Termin gegen jeden Angriff sicher stellen, u. er hat auch ganz Recht, wenn er sagt, daß ich nichts dadurch erlange, wenn ich ihn ruiniere, u. ich im Gegentheil zu meinem Geld komme, wenn er stehen bleibt ... Hat er wirklich meine Actien auf das Guthaben der Iris in Rechnung gebracht, u. sich solchermaßen in Stand gesetzt, aus den dortigen Geldern mich zu rembourieren: so habe ich erreicht, was ich von Anfang an wollte, u. ich habe wirklich durch Furcht vor meinen öffentlichen Angriffen den Friedländer gezwungen, das Möglichste für mich zu thun. Du siehst aus seinem Brief, wie groß seine Furcht ist; aber Intimidation, lieber Bruder! ist eine Waffe, die sich mit der Zeit abstumpft, u. nur im Momente benutzt werden kann. In dieser Beziehung mache ich Dich darauf aufmerksam, daß Du, im Fall Du vor dem 21sten in Prag selbst sein kannst, die jetzige Stimmung des Helden benutzest, u. für jeden Fall so viel schriftlich von ihm zu bekommen suchst, als möglich ist, um mich zu sichern, u. es ihm unmöglich zu machen, meine Sache zu abandonniren.

Das Bewußtsein des »Rechtes auf die Leistung« steigert sich zu ethischer Sicherheit:

... Drohen darf ich diesem daher auf alle mögliche Weise, u. da weder sein Schwager noch sein Schwiegervater große Sympathie für ihn haben, u. dieser Friedland auch die feigste M.... ist, die je ihre Hosen besudelt hat, so ist energische Drohung hier an ihrem Platze.

Die Neue Freie Presse hat hier das rauhe Wort Memme punktiert. Aber auch gegenüber Heines selbst besinnt sie sich einer gewissen Pflicht der Schonung. So gibt sie einen der Briefe nur als Bruchstück wieder. Leider beginnt er gerade dort, wo die wahre Heine—Verehrung ihn unterdrücken mußte:

... was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist ...

Sagen wir, daß diese Reliquien nichts gegen die Persönlichkeit Heines beweisen. Warum sie aber für sie sprechen, neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren sollen, das wird das Rätsel einer liberalen Literaturforschung bleiben, die auf der Suche nach Reliquien die Überbleibsel menschlicher Fragwürdigkeit zusammenklaubt. Auch ein Heine—Feind wird Heines Briefgeheimnis geschützt wissen wollen. Nur das Geschmeiß, das auf seinem Grab Visitenkarten ablegt, hat kein Gefühl für die Schäbigkeit, daß dieser »Nachlaß« ausgekramt wird, den die Herausgeber »sensationell« nennen und der wirklich eine Umwertung, nämlich einen fünfzigprozentigen Nachlaß der Pietät bewirken könnte. Sensationelle Gelegenheit!

* * *

DER ROMAN

»Herr Karl Kraus hat, um einen literarischen Angriff auf seine Person abzuwehren, sich bemüßigt gesehen, die Gerichte anzurufen. Aber er, der in der Figur des Benjamin Eckelhaft, sich wiedererkannt hat und mit Recht getroffen fühlt, tritt nicht selbst als Kläger auf, sondern hat andere, und zwar eine Dame und einen Kranken vorgeschoben. Dadurch freilich hat er erst recht die Aufmerksamkeit auf die Sache gelenkt und dem satirischen Angriff zu der denkbar größten Verbreitung verholfen.«

Ich

(Fortsetzung folgt.)

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**